Lebens- und Charakterbilder

aus

vergangener Zeit.

C. Spindler.

Mit Königl. württembergischen und Königl. bayerischen allergnädigsten Privilegien.

Stuttgart,

C. Spindler's Werke.

Wohlfeile Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.

Enthält:

Der Schwärmer.

Mit Königl. württembergischen und Königl. bayerischen allergnädigsten Privilegien.

Stuttgart,

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1839.

Der Schwärmer.

Lebens- und Charakterbilder

aus

vergangener Zeit.

Von

C. Spindler.

Mit Königl. württembergischen und Königl. bayerischen allergnädigsten Privilegien.

Stuttgart,

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1839.

Wohlfeile Ausgabe.

Fünfundzwanzigster Band.

Enthält:

Der Schwärmer.

Mit Königl. württembergischem und Königl. bayerischem aller-
gnädigsten Privilegien.

Stuttgart.

Der Schwärmer.

Erstes Kapitel.

Erde zu Erde! Staub zu Staub!

Engl. Liturgie.

„Gedenket des Endes!" sagte die Markgräfin mit ernster Stimme, und schlug ein Kreuz. Die, um die Fürstin im Kreise sitzenden Damen thaten desgleichen, und harrten, bis ihre Gebieterin wieder die Nadel zur kunstfertigen Hand nahm, um an dem Teppichgewebe fortzuarbeiten. Sofort begannen auch wieder die Frauen ihr Geschäft, und die Vorleserin wendete wieder die Augen von der Herrin auf ihr Buch und fuhr in dem Vortrag fort:

„Als nun Se. Majestät der Allerchristlichste König in dem Begräbnißorte seiner Ahnen angekommen war, trugen ihn fünf und zwanzig Männer von seiner schottischen Leibwache in die Gruft. Der Wappenkönig warf seinen Hut und Waffenrock in das Gewölbe hinunter, und rief mit lauter Stimme: Herolde der Krone Frankreich! thut Eure Pflicht! Nachdem diese Männer gethan, wie der Wappenkönig, so

stieg der Herold von Orleans hinab, um die Ehrenstücke auf dem Sarge zu ordnen, die herbeigetragen wurden, wie folgt: Die Fahne der hundert Schweizer; die Fahnen der dreihundert Schützen von der Guardia; das Fähnlein der hundert schottischen Leibwächter. Alsdann, von Stallmeistern getragen: die Sporen, Handschuhe, der Schild, der Waffenrock und der Helm des seligen Herrn Königs. Hierauf — das Feldpanier des Königs, das königliche Schwert und das Heerpanier von Frankreich; endlich brachte der Herzog von Luynes die Hand der Gerechtigkeit: der Herzog von Ventadoux den königlichen Scepter, und der Herzog von Uzes die königliche Krone; alles auf schwarzen Kissen von Sammt, niedergelegt auf den Sarg, das Schwert und die Oriflamme ausgenommen, die nur mit der Spitze in die Gruft gesenkt wurden. Sechzehn Hausmarschälle warfen ihre mit Flor umwundenen Stäbe in das Gewölbe. Der Herzog von Tremouille, der für den Prinzen von Condé das Amt eines Großmeisters des königlichen Hauses versah, senkte seinen Ehrenstab wie der Oberkammerherr die Oriflamme und der Großstallmeister das Schwert, und rief aus: der König ist todt! — der Wappenkönig drehte sich sofort gegen das Volk und wiederholte mit lauter Stimme dreimal: Der König ist todt! Bittet Gott für seine Seele! — Nach einigem Stillschweigen sagte der Herzog von Tremouille: Es lebe der König! und alsobald wiederholte der Wappenkönig dreimal: Es lebe der König Ludwig, der Vierzehnte des Namens, König von Frankreich und Navarra! Das Panier, das Schwert und der Stab des Hausmarschalls wurden wieder aufrecht getragen, und unter Trompeten- und Paukenklang verließen Alle jubelnd die Kirche.

„Genug!“ sagte die Markgräfin mit einiger Bewegung; „das düstre Schauspiel endet im Geschmacke des

leichtsinnigen Volkes, und könnte für den Nachfolger eine Lehre seyn, ihn zu überzeugen, daß man einst eben so gleichgültig von seiner Bahre weggehen wird, um sich dem neuen Sterne zuzuwenden. Mehr als die traurige Ceremonie an der Gruft eines mächtigen Fürsten, hat mich der Name seines Nachfolgers erschüttert, dessen ich nicht gedenken kann, ohne zu zittern, obgleich auch ihn die Grube schon längst verschlungen; ihn, den Verheerer meines zweiten lieben Vaterlandes, den Mordbrenner im Herzen unserer Besitzthümer."

„Ew. Durchlaucht erinnern an eine böse Zeit;" seufzte die alternde Freiin von Ehresheim, die Schlüsseldame der Fürstin. „Ich erinnere mich ihrer, als ob es gestern gewesen wäre. Ich war Augenzeuge jener fürchterlichen Auftritte, in meiner Eigenschaft als Hoffräulein der verwittweten Fürstin, die auf ihrem Schlosse aushielt, bis die Flammen beinahe dasselbe ergriffen. Rund um brannte die Stadt. Die Feinde hatten ein entsetzlich Bartholomäusfeuer angerichtet, und zündeten endlich selbst den Wittwensitz an, der doch, wie feierlichst versprochen worden war, geschont bleiben sollte. Aber nicht einmal die Klöster schonte ihre Grausamkeit. Wir flohen, wie aus Gomorrha."

„Und der Held war fern, der Euch retten konnte!" sprach die Markgräfin in schmerzlicher Erinnerung. „Von der Pflicht zurückgehalten, durfte er Euer Elend nur beweinen! Die Flammen Eurer Habe waren meine Hochzeitsfackel, und der Held führte seine Braut fürwahr nicht in ein Paradies! Darum ziemt es mir, vor allen Frauen meines Standes, zu trauern bis an mein Ende um ein verloren traurig Leben, das nur wenige Sonnenblicke gab, nachdem es dem stillen Vaterhause entwachsen; um einen Gatten,

der nur zu kurze Zeit es zu verschönern suchen konnte, weil ihn das Geschick zu früh von meiner Seite riß."

„Euer Durchlaucht haben einen Sohn erzogen, der vollkommen würdig ist, des höchstseligen Herrn Nachfolger zu seyn;" äußerte die Freifrau von Ehresheim, aufstehend mit tiefer Verbeugung, mit welcher die Damen insgesammt nicht zurückblieben.

„Ein guter Sohn ist der Segen des Himmels," erwiederte die Markgräfin bescheiden; der Segen folgt auch immer den Arbeiten des Gerechten nach; darum soll mein Sohn glücklich werden, denke und hoffe ich."

„Seine Milde — sprach die Freifrau.

„Seine Freigebigkeit" — setzte die Ehrendame bei.

„Dieser Wittwensitz ist Zeuge hievon;" bekräftigte die Fürstin geschmeichelt. „Diese Wohnung, so reich geschmückt, in der tiefen Waldeinsamkeit verborgen, hat schon oft die Bewunderung der Fremden erregt, die sie ein Feenschloß nannten, und manchmal habe ich mich selbst gefragt, ob ich denn so viel Bequemlichkeit und Pracht verdiene."

„Die Demuth Eurer Durchlaucht geht zu weit," entgegnete die Ehresheim; „die Kapelle im Walde ist ein redender Beweis davon, und Gott erhalte uns noch lange Eure fürstliche Gnaden."

Die Markgräfin dankte mit freundlichem Kopfnicken, und entließ die Damen, bis auf deren Vorsteherin. Diese Letztere beschäftigte sich damit, der Fürstin mehrere Rechnungen vorzulegen und den Abschluß der Almosenkasse. Sie bemerkte, daß der Verwalter derselben, der Almosenier und Beichtvater der Fürstin, hart darniederliege an schwerer Krankheit, und daß wenig Hoffnung des Aufkommens bleibe.

„Der arme Dechant!" seufzte die Fürstin. „Wie sehr sein Verlust mich betrüben wird! Wie es mich schmerzt, ihm nicht die kleinen Dienstleistungen einer Pflegerin erweisen zu

können! Ach, er war nie zu bewegen, seinen Posten in der Residenzstadt aufzugeben, um mir in meine Einsamkeit zu folgen, und die Seelsorge der Armen war ihm heiliger, als der Wunsch seiner Freundin. Wer wird mir für ihn Ersatz seyn?"

„Er vertraute mir, daß er für Ew. fürstlichen Gnaden Seelenruhe besorgt gewesen, und bereits seinen Nachfolger sich unterstanden habe zu bezeichnen," sagte die Schlüsseldame; „doch soll sein Wunsch Ew. Durchlaucht Entschluß nicht bestimmen."

Die Markgräfin schwieg nachdenklich und lehnte sich überlegend in den Armstuhl zurück. Frau von Ehresheim benützte den Augenblick, um das Gespräch zu ändern.

„Ich erbitte mir die Gnade," sprach sie, „Euer Durchlaucht meine Muhme vorstellen zu dürfen, die gestern Abend bereits hier eingetroffen ist, und von der Huld meiner Fürstin eine Versorgung ihrer zarten Jugend erfleht."

„Fräulein Helene?" fragte die Markgräfin mit Theilnahme. — „Bringt sie mir, Frau Baronin. Ich bin neugierig, das Mädchen zu sehen, von dem Ihr nur Gutes zu sagen wißt."

„Die Unschuld gibt nur Anlaß zu guter Nachrede," antwortete die Tante geschmeichelt und voll Hoffnung; „Bedeutenderes läßt sich nicht von der, kaum der Kindheit Entwachsenen, sagen. Die Schicksale ihrer Eltern waren ziemlich merkwürdig."

„Ich wünsche, sie aus dem Munde des Kindes selbst zu vernehmen;" sagte die Fürstin, nach der Uhr sehend. „Wir haben noch eine Stunde bis zur Tafel. Ich will das Mädchen empfangen."

Die Freifrau machte ihre tiefste Verneigung, und ging so eilend davon, als es sich nur immer mit dem Anstand und der Hofsitte vereinbaren ließ. Die Markgräfin ging zum

Putztische, schlug ihn auf, warf einen Blick in den krystallhellen Spiegel, und legte schnell etwas Roth auf die bleichen Wangen. Als sie sich prüfend betrachtete, überflog ein leichtes Lächeln ihren Mund. Es schmeichelte ihr, daß noch immer eine schöne Frau ihr aus dem Glase entgegenlächelte; eine Frau, welcher die so strenge Zeit ein volles Jahrzehend an den fünf und vierzig, die ihr Leben zählte, erlassen zu haben schien. Die reiche und edle Fülle der Gestalt, der ruhig strahlende Blick, das volle glänzende Haar, und der Marmorglanz ihres Gesichts, ihres Busens und ihrer schönen Arme und Hände, stellten noch immer ein reiches Ganzes zusammen, das durch die einfache, prunklose Kleidung der erlauchten Wittwe nur gewinnen konnte. Eine wohlthuende Freude ob dieser Schonung der unerbittlichen Wandelgottheit that sich auf der Stirne der Fürstin kund, aber schnell erlosch dieser Freudenschein, da ihr Blick auf das Bild einer wunderlieblichen Frau fiel, das über dem Putztische hing. Seufzend schlug sie die Augen nieder, den Spiegeldeckel des Putztisches zu, und warf sich mit dem halblauten Ausruf: o meine Schwester! Magdalena die Büßerin! — in die Polster ihres Lehnstuhls. Sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen, aber ein Geräusch vor der Thüre zwang sie, alle Gewalt der Etikette aufzubieten, um das aufwallende Gefühl zu bezwingen. Mächtig und majestätisch erhob sie sich, legte die rechte Hand auf die Sammtdecke des Tisches, während die linke mit dem gestickten Schnupftuche herniederhing, und unverwandt sah sie nach der Thüre, die von der diensthabenden Kammerfrau geöffnet wurde, und die Schlüsseldame einließ, zu deren Rechten eine holde jugendliche Gestalt ging. — Die Mode hatte gut diese lieblichen Formen unter der schweren Last steifer Prachtgewänder zu verstecken; — die Grazie gab sich dennoch kund. Das goldschimmernde Haar Helenens floß, wie es am kleinen

Hofe der Fürstin Sitte war, in ungepuderten Locken und Flechten über Schulter und Nacken, und die frommen blauen Augen blickten freundlich in die Welt, ohne durch den Widerschein künstlichen Roths auf der Wange von ihrem Zauber zu verlieren. Die niedlichen Hände hielten verlegen des Fächers Spielwerk, und vom — sittsamer als es die Mode billigte — verschleierten Busen, nickte, alle bunte Blumenstickerei des Gewandes verschmähend und verhöhnend, ein Rosenzwillingspaar, umschlungen von einem duftenden Jasminzweig. Diese einnehmende Gestalt näherte sich schüchtern und wankend der hohen Gönnerin, als ob sie sich scheue, mit den Absätzen der ungewohnten Prachtschuhe den Mosaikboden des Zimmers zu betreten.

Die Fürstin verstand es, der Bescheidenheit Muth zu machen, und das verbindliche Kopfnicken, womit sie, während sie sich niederließ, die Vorgestellte beehrte, machte diese so beherzt, als ob ihr die Ehre des Niedersetzens vergönnt worden wäre. In recht zierlicher Rede sagte sie der Fürstin, daß ihre Tante ihr die Hoffnung gemacht, im Dienste der gnädigsten Frau ein Unterkommen zu ffnden, und daß sie daher wage, ihre schwache Bitte mit dem gewichtigen Fürworte der gütigen Muhme zu vereinigen.

Die Fürstin lächelte ob der Einfalt, die so anmuthig aus dem Munde und den Geberden des Fräuleins redete, und fragte dasselbe nach seinem Namen und Herkommen, um ein Gespräch zu eröffnen.

„Mein Name ist Helene am Steig, und mein Vater ein Mann von alter Herkunft gewesen;" antwortete das Mädchen, nach einigem Besinnen und tiefem Athemzuge. „Er ist aus einem Schweizergeschlechte entsprossen, das einst aus seinem Vaterlande wanderte, und sich in dem Lande niederließ, das nun Ihr durchlauchtigster Sohn beherrscht, allergnädigste Frau. — Aber die Voreltern meines Vaters

sind zurückgekommen, daß ihnen endlich nichts mehr geblieben ist, als ein Maierhof in einer rauhen Berggegend, die man — wer weiß warum? — Gottesthal und Herrenwiese nennt. Mein Vater hat diesen Maierhof ererbt, und ist auch auf demselben gestorben. —"

„Deine Mutter, mein Kind?" fragte die Fürstin sanft.

„Sie ist ihm vorangegangen, Euer Durchlaucht; und darum ging er ihr nach."

„Darum?"

„Er konnte nimmer leben, ohne meine Mutter. Sie hatten sich so lieb, — und Liebe hört ja nimmer auf und lös't sich nie."

„Mädchen!" fiel die Markgräfin, überrascht von den Begriffen des Fräuleins, ein. Helenens Gesicht blieb jedoch, etwas erröthend, ruhig und klar. Die Freifrau stand hingegen auf Nadeln, zerhieb den Knoten, und sagte mit ein wenig Strenge zu der Muhme: „Se. Durchlaucht fragen Euch nicht nach solchen Dingen; Sie begehren zu wissen, wie es gekommen, daß Euer Vater die Hand Eurer Mutter gewonnen. —"

Helene lächelte verlegen, schöpfte neuen Muth aus dem Auge der Fürstin, und erzählte alsdann:

„Mein Vater wohnte lange allein auf dem Kahlenstein, so nannte sich sein Maierhof — denn seine Eltern waren frühzeitig gestorben, und er arbeitete selbst auf dem Felde, das dürr und steinig war, wie alle in der Gegend, und kaum hinlänglich Nahrung trug für ihn. — Da begab sich's vor manchen Jahren, daß er, von der Arbeit ruhend, sich an das Ufer eines See's gelagert hatte, der still und wild am Berge liegt, und worinnen viel Schätze, von Geistern bewacht, schlummern sollen. Und auch mein Vater schlummerte da, und ihm ward ein Gesicht, als ob aus dem schwarzen Wasser ein Wirbel aufrauschte und ein schönes

Frauenbild aus selbem hervorginge, das ihm zunickte, und ihm sagte: „Ich bringe Dir Glück, lieber Mann." — „Dessen bedarf ich wohl;" antwortete der Vater im Traume; „und was willst Du mir geben?" — „Für's Erste, mich selbst," sagte wieder die Frau; und der Vater erschrack, denn sie war ein Mümmelchen oder Nix; in Summa, ein gefährliches Gespenst. Er sagte kein Wort. Sie aber sprach, liebreich, wie zuvor: „Du magst in Deinem Sinne sagen, was Du willst; ich lasse dennoch nicht von Dir, und damit Du nicht den Falschen machst, so binde ich Dich an." — Bei diesen Worten zog sie eine Schnur von Perlen aus dem Wasser, und warf sie, gleich einer Schlinge, um den Kopf des Vaters, daß er, sich sträubend, erwachte, und nur noch von fern ein lustiges Gelächter hörte. Er rieb sich die Augen, und wünschte sich anfänglich Glück, daß er nur geträumt habe; — aber wie groß war sein Schrecken, als er, — einer besondern Kühle auf die Spur zu kommen, die er an der Stirne fühlte, — einen Kranz um seine Schläfe gewunden fand; einen Kranz von Seerosen, Blumen, die den Mümmelchen ganz besonders heilig sind. Dahin war seine Fröhlichkeit; denn er merkte nun, daß sich die Wasserfrau wirklich mit ihm verlobt, und er grämte sich deshalb sehr." —

„Ihr mißbraucht in Eurer kindischen Mährleinsweise die Geduld der gnädigsten Frau," unterbrach die Baronin ihre Muhme mit Strenge, und bemeisterte sich des Gesprächs. „Sollte man nicht denken, es hätte in der That eine Nixe diese Begebenheit veranlaßt? Die Sache ist aber diese: Es traf sich, daß an selbigem Tage ein Fräulein von guter Geburt, eine Base meines Hauses, die mit ihrem ernsthaften Vater das benachbarte Wildbad bezogen hatte, — in Gesellschaft ihrer Erzieherin auf einem weisen Spaziergange zu jenem Seegestade gekommen war, daß sie

Seerosen gepflückt, und daraus einen Kranz geflochten, den sie schäckernd auf den Kopf des Schläfers gesetzt, weil er ihrem Sinn gefiel, und daß sie lachend, bei seinem Erwachen, die Flucht ergriffen.

„Ach, wie schnell zernichten Sie die schöne Wunderlichkeit des Vorfalls, beste und gnädige Frau Muhme!“ sagte das gekränkte hübsche Kind.

Die Markgräfin verwies der Freifrau ihre Heftigkeit, und befahl dem Fräulein fortzufahren. Helene, sichtbar verstimmt, gehorchte indessen.

„Ein Monat hierauf,“ sagte sie, „kam eine böse Zeit. Die Franzosen kamen und brannten Alles nieder in der Stadt, im Bade, in den Dörfern. Das Fräulein flüchtete mit dem kranken Vater nach der rauhen Herrenwiese, und suchte bald wieder den einsamen schwarzen See auf, und dachte des Vorfalls mit dem Kranze, und wer wohl der Mann seyn möchte, den sie damals geschmückt und lachend verlassen. Und auch über sie kam der Schlaf; — da träumte ihr, als ob sich das stille Wasser regte, und aus dem Wirbel ein schönes Frauenbild hervorginge, mit finstern Augen und bekümmerter Miene. — „Wie magst Du hier schlafen?“ sagte sie ernsthaft. „Du hast mit der Seerose stärker gebunden, als ich mit den Perlen. So gehe denn hin, und löse den Kranzträger, der in diesem Augenblicke wahrlich in großer Gefahr schwebt.“ —

Und wie das Fräulein nun aufwacht, entsetzt und geängstigt, und um sich her blickt in dämmernde Nacht, so thut es ihrem Herzen so wohl und so wehe. Sie empfindet nun plötzlich, daß sie den jungen Mann so eigen lieb gewonnen, mit einer Innigkeit, die keine Scheidung zuläßt; daß sie dem ahnungsvollen Triebe folgen müsse, der sie von dannen reißt, im Vergessen des Vaters und der mindern Pflichten. Er treibt sie zurück gegen die Stadt der Bäder,

— rastlos, wie ein gescheuchtes Wild. Mit Tagesanbruch kömmt sie an die eingestürzten Pforten, und die aufzuckenden Flammen der Brandstätte beleuchten einen Kapuziner, der wie ein Steinbild so ruhig am Eingang steht und betet. „Laufe nicht so eilends, junge Magd!" ruft er mit ernstem Vorwurf. „Du kömmst zeitig genug, ihn sterben zu sehen. In zehn Minuten wird er erschossen!" Sie stürmt, halb bewußtlos, hinan zum Kirchenhügel. Auf dem Platze blinken Gewehre; ein junger Mann kniet am Boden.... „Herr Gott! er ist's!" ruft die Arme, und stürzt neben dem Opfer auf die Kniee, um Erbarmen seine Henker flehend.

„Ei, wie seltsam!" äußerte die Markgräfin theilnehmend. „Erhole Dich, mein Kind, Du bist merklich angegriffen, und in Deinen jugendlichen ruhigen Zügen hätte ich solche reizbare Einbildungskraft nicht gelesen. Deine würdige Muhme endige die Geschichte."

„Junker am Steig war der Knieende;" — begann, rasch zusammendrängend, die Schlüsseldame; „er hatte einen Pfarrherrn, seinen Freund, aufgesucht, um ihn im Elend zu trösten, und war für einen Spion gehalten, als solcher verdammt worden. Der französische Oberst Flahault, der ihn arkebusiren lassen wollte, wurde durch die Erscheinung der Träumerin gerührt, die ihn an eine Tochter zarten Alters erinnerte, die er daheim gelassen. Der Franzose hatte ein gefühlvoll Herz; er begnadigte den Unschuldigen. Die jungen Leute, von Traum und Ahnung zusammengeführt, gestanden sich Liebe, und der Vater sollte diese heiligen. Er verweigerte sein „Ja!" aber dennoch segnete im Stillen der Pfarrherr den geheimen Bund, damit die Wasserfrau nicht Tücke üben möge. Die Handlung wurde dem Vater verrathen; er enterbte die Tochter und starb, sie trostlos auf dem magern Gute ihres Mannes zurücklassend. Sehr spät erst wurde die Ehe mit Kindern beglückt; mit

einem Sohne, den die Eltern, ihrer Sünden wegen, dem Altar weihten, und mit dieser Tochter, die durch die traurige Verwandtschaft ihrer Mutter mit meinem Hause ein Recht auf meine Unterstützung gewonnen hat."

„Eine merkwürdige Geschichte!" sagte die Fürstin nach einer Pause; „die schwärmerische Traum- und Ahnungverkettung, die Deine Eltern in den Ehestand führte, scheint Dich auch ergriffen zu haben, mein Kind. Eine solche Gemüthsrichtung kann zum Heile, — kann aber nicht minder zum Verderben leiten. Ich will Dein junges Herz in Obhut nehmen. Sey meines Hauses Tochter."

Die Freifrau, wie Helene, küßten dankbar der Markgräfin Hände und Kleid. Diese entzog sich ihren Huldigungen und läutete. Die Kammerfrau trat ein. „Das Fräulein von Eberstein soll erscheinen!" lautete der Befehl. Die Berufene erschien in wenig Minuten.

„Mein Fräulein," redete sie die Fürstin an; „Sie sieht hier eine junge liebenswürdige Tochter, die ich zu Ihrer Gefährtin zu machen beschlossen habe. Ich traue Ihr zu, daß Sie durch Ihren praktischen Verstand die Unerfahrenheit dieser Person zurecht bringen, und ihr die Welt von der Seite zeigen werde, wie sie von einem jungen Weibe von Adel angesehen werden soll. Ein wenig Ueberspannung herrscht in dem Fräulein Am Steig vor, und Ihre Kälte, Eberstein, mäßige diesen Fehler zarter Jugend."

Die Eberstein, nach einem flüchtigen Blick auf die Empfohlene, verneigte sich, für die Gnade dankend, vor der Markgräfin, und lud Helene ein, mit ihr zu gehen.

„Ein Wort, mein Fräulein;" sagte die fürstliche Wittwe. „Sie sprach von einem Bruder? Was ist aus ihm geworden?"

Helene wurde roth, seufzte und wollte eben anheben, als die Thüre aufging, und der Marschall des Hauses, den

Stab mit dem goldenen Knopfe in der Hand, hinter ihm die Haushofmeister mit silbernen Degen, und der Mundschenk mit dem Trinkgeräthe der Fürstin, eintrat, und mit feierlicher Betonung ausrief: „Die Tafel Ew. Durchlaucht ist bedient, und Höchst-Sie sind erwartet!

Seine Ankunft unterbrach jedes Gespräch. Die Markgräfin legte ihren Arm auf den der Schlüsseldame; der Marschall schritt gravitätisch voraus, die Damen folgten, wie die Uebrigen. An der Thüre des Speisesaals drehte sich die Fürstin nach dem neuen Hoffräulein um, und sagte zu ihr und der Eberstein: „Ich erlasse Euch die heutige Abendtafel, damit die junge Am Steig sich vorerst an das Haus gewöhne und ihre Umgebungen kennen lerne. Auf morgen also!“ —

Die Fräuleins blieben zurück, und begaben sich schweigend nach dem Gemache der Eberstein, das in zwei Zimmern und einem Vorgemach bestand. Die Garderobefrau erhielt Befehl, eines der Zimmer für Helene einzurichten, und der Küchenmeister besorgte ein leichtes Abendmahl. Als die beiden Zimmergenossinnen einander gegenüber saßen, betrachtete Helene die Andere mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Eberstein hatte noch kein Wort zu ihr gesprochen. Das Mädchen trug überhaupt etwas Räthselhaftes in seinem Wesen, das auch einer Erfahrenern vielen Stoff zum Nachdenken gegeben hätte. Das Hoffräulein von Eberstein gehörte nicht zu den Schönen des Geschlechts; ihre Gesichtsbildung hätte indeß viel Anmuthiges gehabt, wenn nicht ein allzublasser Mondesschimmer, so kalt wie Mondesstrahl, darüber gebreitet gewesen wäre. Die Augen blickten dunkel und bewegten sich wenig; der Mund, obschon die schönsten Zähne bergend, war fest gekniffen, das Kinn verrieth Entschlossenheit, und des Halses Bildung viele Kraft. Der Körper des Fräuleins war vollendet zu nennen, aber kaum be-

merkte man Leben in der Brust; die Spitzen der zierlichen Finger waren kalt, wie auch die Arme dem Steine glichen, und das Lächeln war den starren Zügen fremd, — das Lächeln der Bitterkeit ausgenommen, das hin und wieder in den Muskeln des Mundes zuckte.

Nachdem Helene zur Genüge das Aeußere ihrer Gefährtin gemustert hatte, und der kleine Abendschmaus zu Ende war, richtete plötzlich die Eberstein an den Neuling das Wort: „Wie gefällt Ihnen dieß Gemach? Es ist enge, und die Markgräfin hat Ihnen gewiß eine schlechte Höflichkeit erwiesen, indem sie mich zu Ihrer Gesellschafterin erwählte. Ich verstehe gerade nur den Dienst, aber nicht die Unterhaltung, die für Ihr Alter paßt."

„Sie sind kaum älter als ich, mein Fräulein;" versetzte Helene bescheiden und gefällig. Die Eberstein zog ein höhnisches Gesicht.

„Vier und zwanzig, meine Liebe, während Sie noch in den Siebzehn stehen;" antwortete sie kalt: „Wie gesagt: Sie werden schlecht mit mir zufrieden seyn. Ich verstehe nicht, zu amüsiren; Sie werden in ein Paar Tagen Alles gelernt haben, was den Dienst bei Hofe betrifft; Sie werden mich dann nicht mehr brauchen, und den Baumeister dieses Schlosses verwünschen, der dasselbe so eng machte, daß nicht einmal mehr für Sie ein Plätzchen übrig blieb, als das unangenehme neben mir."

Helene sah die Sprechende forschend und verwundert an. Die Eberstein stand schnell auf. „Ist's gefällig, noch einen Gang in den Park zu thun?" fragte sie. Helene erklärte sich bereit dazu. Die Mädchen stiegen eine Nebentreppe hinab, die durch alle Geschosse des Hauses hindurch, zu einer Seitenthüre des Schlosses führte. Die Eberstein winkte einem müßigen Lakaien, der durch den Gang schlenderte, ihnen zu folgen, und trat mit der Begleiterin in's

Freie. Der Abend war schön, düster und ruhig. Der Trabant an dieser Thüre, behaglich hin und her wandernd, die Partisane im Arme, ließ die Damen ohne Weiteres hinaus. Der Hain, der wenige Schritte vom Schlosse anfing, breitete seine grüne Arme um die Wandlerinnen. Helene fürchtete sich auf dem dunkeln Pfade, auf welchem der Feuerwurm allein leuchtete, und verlangte wieder zurück. „Sie sind ein Kind," sagte das Fräulein von Eberstein: „Sehen Sie nicht hinter uns die gelbe Livree unsers Nachtreters? Graut Ihnen vor dem harmlosen Johanniswurm? Wenn Sie schon das erfrischende Dunkel der Nacht, das trauliche Rauschen der Bäume nicht ertragen können, — was thun Sie hier im Schlosse, wo Ihnen noch ganz andere Dinge vorkommen werden? Kommen Sie, Furchtsame. Ihr Wille geschehe!"

Die Dame schlug rasch einen hellern Seitenpfad ein. Lichter, bunte Lichter schimmerten in der Ferne, und bald betraten die Frauen einen breitern Grasplatz, zu dessen beiden Seiten lange Arkaden von massivem Bauwerke in den Park liefen. In diesen offenen, vor Regen und Wetter schützenden Gängen brannten farbige Laternen, umweht und umsäuselt von Geisblatt- und Immergrünranken, die sich durch die ovalen Oeffnungen der grün bewachsenen Mauer an den Plafond des Gebäudes gestohlen hatten. An denjenigen Enden der Steinlauben, die an den Blumengarten im Rücken des Schlosses stießen, standen ebenfalls wachhabende Trabanten, von denen sich jedoch die Damen, abwärts zum Park gehend, entfernten. Ihre Schrite hallten auf den breiten Platten des Fußbodens wieder, und ihr Schatten flog unbestimmt an dem farbigen Wiederscheine auf den Mauern vorüber. Eine Gestalt näherte sich ihnen langsam, aber mit Geräusch. —

„Guten Abend, Herr Marschall;" begrüßte den Herankommenden das Fräulein von Eberstein. „So einsam hier, und so verlassen?"

„Ach!" seufzte der Wohlbeliebte; „der steife Dienst der Abendtafel bringt mich noch um das Leben. Während alle Creaturen Gottes die Kühle des Abends aufsuchen, muß ich — der geplagteste aller Hofleute — den Tisch Sr. fürstlichen Gnaden durch meine Gegenwart verherrlichen; und — ist es vorüber — möchte ich das Bett suchen — muß ich wieder Willen frische Luft schöpfen, bis Sr. Durchaucht Dero Abendgebet zu endigen belieben werden."

„Ist die Markgräfin in der Kapelle?" fragte das Fräulein von Eberstein.

„Sind wir nicht in der Johannisoctave?" fragte der Herr von Lingen entgegen und zuckte die Achseln; nahm jedoch schnell wieder die vorige demüthige Miene an, da er bemerkte, daß Fräulein von Eberstein nicht allein war. „Sind Sie ebenfalls nach der Einsiedelei beschieden?" fuhr er fort.

Das Fräulein verneinte und trennte sich mit der Begleiterin von dem Marschall. An einigen andern Personen vorüber, die zum Gefolge der Fürstin gehörten, und, gleich dem Herrn von Lingen, ihre Rückkehr erwarteten, näherten sich die Damen einem Waldwege, in dessen Hintergrunde das falbe Licht einiger Windfackeln schimmerte.

„Dort betet unsre Durchlauchtige Frau!" sagte die Eberstein, nach der Helle deutend. „Irre ich jedoch nicht, so ist sie schon wieder auf dem Heimwege begriffen."

Die Fackeln bewegten sich in der That heran. Die Damen schmiegten sich in das Gebüsch. Einige Bediente, die Lichterträger, gingend schweigend vorbei; ihnen folgte die Fürstin, von einem langen Schleier verhüllt, auf den Arm

der Ehresheim gestützt, und leise schluchzend; zwei Trabanten mit Gewehren machten den Beschluß.

Nachdem der kleine düstere Zug vorübergegangen war, fragte Helene ihre Führerin erstaunt: „Mein Fräulein! Was hab' ich da gesehen? Wie ist es möglich, daß die Fürstin, die so heiter gewesen, plötzlich in solchen Schmerz gerathen sey."

„Ei; wenn Sie sich über dieses schon verwundern" erwiederte die Eberstein frostig, — „was werden Sie sagen, wenn Sie noch Seltsameres zu sehen bekommen werden? Kommen Sie jedoch! der Abend wird plötzlich kühl, und eine fernere Wanderung ziemt sich nicht."

Zweites Kapitel.

Seyd klug wie die Schlangen!

Helene hatte eine unruhige Nacht durchwacht, und erhob sich in der ersten Kühle des Morgens vom Lager. Die Aussicht aus dem Stockwerke, worin sich ihr Gemach befand, war reizend. Die Bäume des Parks lagen tief unter ihr, und die ziehenden Vögel waren ihre Nachbarn. Helene gestand sich, daß ihr jetziger Aufenthalt demjenigen, den sie früherhin im Stifte genossen, weit vorzuziehen sey, und dankte im Stillen dem Geschick, das einen Blick der Gnade auf die unschuldige Waise geworfen zu haben schien. An diesen Dank des Herzens knüpfte sich, wie bei allen Neulingsgemüthern, ein Gebet, das der Mund flüsterte, und der Strahl des himmelwärts strebenden Auges hinauf-

trug zum Thron der Erhörung. Das Flüstern des Mundes wurde unwillkührlich zum Laut, und so geschah es, daß das Fräulein von Eberstein, leise aus dem Nebenzimmer tretend, vornehmen konnte, wie die Reine für ihre dahingeschiedene Eltern, für die mitleidige Tante und einen unglücklichen Bruder betete; einfach und herzlich, und rührend und gefällig, wie das herrliche Roth auf ihren von der Morgenluft umfächelten Wangen. Der Eberstein war dieses Schauspiel ein Unbekanntes; sie genoß es schweigend, und störte die Beterin nicht, die in stillen Gedanken versank, zu welchen sie der Anblick des weiten Springbrunnenspiegels im Hofe angeregt hatte.

„Wohnt auch in diesem Brunnen die Wasserfrau des schwarzen See's?" dachte sie bei sich selbst, „und würde mir die Erzürnte jetzo gnädiger seyn, als meine Eltern, die dennoch, trotz Priestersegen und Eheschwur vom Unglücke verfolgt wurden?" — Diesem bekümmerten Gedanken sich zu entreißen, wendete Helene sich vom Fenster ab, und sah erstaunt — fast erschreckend — in das Gesicht des Fräuleins. Sie hatte Mühe, einen Laut der Furcht zurückzuhalten, denn ihrem Gegenüber mit dem blassen Gesicht und den dunkelglimmenden Augen mangelte nur der nasse Schleier und die goldene Krone, und das Weib aus dem See stand vor Ihrer Einbildungskraft. Mit Ueberwindung grüßte Helene freundlich.

Nach einer kleinen Pause, in welcher das Hoffräulein mit einem Blicke Helenens ganze, liebreizende Gestalt sich einprägen zu wollen schien, näherte es sich der jungen Dienstgenossin, weit freundlicher als am verflossenen Abend. Die Eberstein schien mit dem steifen Hofkleide auch einen Herzenspanzer abgelegt zu haben; im Morgengewande war sie, wie auch schöner, so auch leutseliger. Sie fragte nach dem Befinden ihrer holden Nachbarin, belobte deren frische

Farbe und zarte Taille, und zog sie mit einem Anstrich von Schäkerei zu dem bereits stehenden Frühstücke. Sie legte der staunenden Helene selbst das Beste vor, bediente sie, versorgte sich zuletzt, und sagte endlich, da die junge Am Steg ihr geziert für ihre Güte dankte: „Nicht diese Förmlichkeit, meine gute junge Gefährtin. Wir wollen Freundinnen werden. Am Hofe thut es wohl ein Herz zu haben, worauf man sich verlassen kann. Da jedoch nichts die Freundschaft sicherer befördet, als eine gewisse Ungezwungenheit im Umgang, so wollen wir uns dutzen, so oft wir unter vier Augen sind. Der Zwang von der Hofwelt wird uns alsdann die trauliche Zurückgezogenheit, und das darinnen erlaubte herzliche „Du" doppelt angenehm und wünschenswerth machen, und uns über manche Launen der Hofgunst, die uns kränken werden, trösten. Bist Du's zufrieden mein liebes schüchternes Mädchen?"

Helene traute kaum ihren Sinnen; aber, einsam und geschmeichelt, wie sie war, konnten sie dem Antrag der stolzen Hofdame nicht widerstehen. Kindlich und von Herzen schlug sie in die dargebotene Hand, und leistete den Freundschaftskuß, obschon ein unerklärlich sonderbares Gefühl sie in Margarethens Armen fast schaudern machte.

„Höre mir nun aufmerksam zu, mein Kind;" sagte die Eberstein, die neugierig lauschende Freundin näher an sich ziehend; „Du sollst den Boden dieses Hofes genau durch mich kennen lernen. Es ist gut, wenn Du, bereits mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, das Vorzimmer betrittst, worin heute Dein Dienst bei der gnädigen Frau anheben soll. Die Fürstin Durchlaucht ist frommer, etwas abergläubischer Natur; herrschbegierig und stolz, zur Unzeit demüthig und zerknirscht, nicht minder oft am unrechten Orte. — Weiß man ihre Gottesfurcht zu loben und ihre Mildthätigkeit zu beschäftigen, so hat man den unfehlbaren

Schlüssel zu ihrem Herzen und Vertrauen. Das versteht Deine Tante Ebresheim vollkommen, die ihren jähzornigen Stolz nur unter dem Wort und Befehl der Fürstin zu beugen sich die Mühe gibt. Der gestrengen Schlüsseldame sind sechs Fräulein unterthan, die blonde Klara von Uffenbach durch ihr Phlegma; die hinkende Maria von Schaid durch ihre Unbedeutenheit; die lauernde Grafentochter Heinrike von Werdenberg durch sträfliche Schmeichellist; Du, aus Verwandtenliebe und Dankbarkeit; ich aus Grundsätzen."

„Und die Sechste . . . .?" fragte Helene; „wer ist sie?"

Margaretha war sichtbar betreten. „Die gute Lasare," — sagte sie alsdann — „ist auf Urlaub in Frankreich; bei ihren Verwandten, so viel ich weiß. Von dieser bei ihrer Rückkehr."

„Weiter also, meine liebe Lehrerin."

„Unser Hofkreis ist bald durchschritten;" antwortete die Eberstein gefällig. „Ein Paar Kammerfrauen, unbedeutend und stets unter einander streitfertig. Eine Kastellanin, von der nichts weiter zu sagen, als daß sie eine große Geisterseherin seyn will; — und somit wären wir mit den Frauen aus anständiger Sphäre fertig. — Der Herren sind nicht Viele, aber merkwürdige. Der Marschall von Lingen: ein Frommer, der Durchlaucht zu gefallen, der es aber nicht sehr ernstlich meint; er spricht stets von Mühen und hat nichts zu thun; er redet viel vom Fasten, und soll — darf man dem Küchenmeister glauben — eine ganz vortreffliche Tafel führen. — Ferner der Stallmeister; ein gutmüthiger Degenknopf, der die Tugend leidenschaftlich liebt, aber durchaus die rechte nicht in sich selbst zu finden vermag. — Alsdann ein spitzbübischer Haushofmeister, der mit jeder Tugend prahlt, ohne eine einzige zu besitzen; und endlich der Kammerdiener, zugleich Kassier der Markgräfin, ein Dalmatier von Geburt, den die Fürstin einst von

Florenz mit sich gebracht; ein räthselhafter Bursche, mit dem gerathner seyn möchte, Freund als Feind zu seyn. Von dem Hauptmann, der die zwanzig Trabanten der Fürstin befehligt, will ich schweigen. Er hat hier für seinen Körper einen Ruheposten gefunden, nachdem sein Verstand schon von Kindesbeinen quiescirt hat; er hat als Dragonerstandartenträger den spanischen Successionskrieg in den Niederlanden mitgemacht, und weiß nur vom Brabanter Bier und flandrischen Mädchen zu erzählen. Kurz, er gehört in die Wachtstube, wo er auch gewöhnlich von früh bis spät den Sorgenstuhl einnimmt. Nun hast Du das ganze Verzeichniß des Hofpersonals, mit dem Du jemals in Berührung kommen könntest. Deine Tante, der Marschall und Herr Daudowich, der Kassier, sind sehr zu berücksichtigen. Ich würde Dir nicht minder den Beichtiger der Markgräfin empfehlen, wenn der Mann nicht in der Residenz am Tode läge. Dieser Geistliche, ein Eiferer und bis zum Uebermaß dem blinden Glauben und Gehorsam anhängend, hat großen Einfluß auf das Gemüth der Fürstin gehabt. Gott gebe, daß sein Nachfolger milder sey, und ein heitereres Leben beginne, dem ähnlich, wie es zuvor gewesen! Doch die Zeit ist da, die Dich, dem Befehle Sr. Durchlaucht gemäß, auf Deinen Posten ruft. Kleide Dich; ich werde Dich geleiten."

Margarethe, welche die Gefälligkeit selbst geworden war, half der jungen Am Steig in die Prunkgewänder des Tags, und führte die, an allen Gliedern Zitternde, die Treppe hinab, in das erste, von der Markgräfin bewohnte Geschoß. Die mit der Oertlichkeit Vertraute, ließ den Treppensaal zur Linken liegen, und öffnete die Reihe von Zimmer, die so hell und prächtig eingerichtet waren, daß der bangenden Helene das Herz muthiger aufgieng. Da waren Gemächer, mit seidenen Tapeten verziert, von welchen Vögelgestalten

in den buntesten Farben strahlten; Zimmer, mit beweglichen phantastischen Figuren verziert, wie die Mode sie aus Italien gebracht hatte: Chinesen auf Elephanten, der trunkene Bacchus auf dem Leoparden, Jonas im Rachen des Wallfisches, der heilige Ritter im Kampf mit dem Lindwurm war hier, nebst hundert anderen ähnlichen Erzeugnissen seltsamer Laune zu schauen. Vermittelst eines Zuges an den leitenden Schnüren nickte der Chinese, schnappte der Wallfisch, ringelte der Drache den Schweif, entfaltete der prächtige Pfau über dem Spiegel sein Gefieder. Margerethe zeigte diese Possen im Vorübergehen ihrer Freundin, öffnete dann die Seitenthüre, und sie standen im Vorzimmer des Cabinets.

„Dieses Tabouret ist Ihr Platz;" sagte die Eberstein, in Gegenwart der harrenden Kammerfrau, die Etikette vornehmend, zu dem Fräulein Am Steig. „Sie haben die Obliegenheit, der Dienste gewärtig zu seyn, welche Sr. Durchlaucht von Ihnen zu verlangen geneigt seyn möchten; Sie stehen — auf Befehl — Ihrer Tante bei dem Putztische der Fürstin bei. So lange diese Letztere Sie nicht zu sich beruft, weichen Sie nicht aus diesem Zimmer, und empfangen Diejenigen, die bei Sr. Durchlaucht Gehör zu finden wünschen. Sie werden, sind es untergeordnete, nach ihren Namen und Begehr sich erkundigen, und Beides durch die Kammerfrau hier Sr. Durchlaucht anzeigen lassen. Wünschen Damen vorgelassen zu werden, so haben Sie die Obliegenheit, dieselben zu unterhalten, bis die Audienz gewährt werden kann. Se. Excellenz der Herr Hausmarschall, und Se. Gnaden die Freifrau von Ehresheim haben den Eintritt ohne Meldung, und der Kammerdiener und Kassier Sr. Durchlaucht, Herr Daudowich, genießt desselben Vorrechts. Gräfin Heinrike von Werdenberg wird Sie in der

Mittagsstunde ablösen, und Sie haben alsdann Sr. Durchlaucht zur Tafel zu folgen."

Mit einem freundlichen Augenwink verließ die so sehr geänderte Dame von Eberstein das Fräulein Am Steig, das, der Kammerfrau gegenüber sitzend, sich nun der Langeweile oder dem Spiel der Phantasie zu überlassen Erlaubniß hatte. Die schweigsame Dienstfrau, die mit den Augen dem Zeiger der Pendeluhr zu folgen, und mit dem Ohr jedem Geräusch im Cabinet der Gebieterin zu lauschen schien, war nicht sehr unterhaltend. Das Erstaunen über Margarethens Umgestaltung hatte sich Helenens Kopfe so sehr bemächtigt, daß er für keine andere Vorstellung Raum behielt, und es war der schüchternen Hofdame sehr angenehm, als es im Lakaienvorsaal lebendig wurde, die Flügelthüre aufging, und die Baronin von Ehresheim, unter dem Vortritt zweier Dienerinnen, die in Körben den für den Tag bestimmten Kleidungsbedarf der Fürstin trugen, einging. Die Freifrau, ohne außer einer leichten Verbeugung, der Base nur ein Wort zu schenken, befahl der Kammerfrau, bei der Markgräfin einzutreten, die Fensterladen und die Vorhänge zu öffnen. Nachdem dieses geschehen, traten die Garderobdienerinnen hinein; um ihre Körbe abzulegen. Nachdem sie zurückgekehrt, ging die Schlüsseldame hinein; die Kammerfrau kam auf ihren Posten zurück, und die Stille, die nur von der gebieterischen Stimme der Ehresheim und dem Rauschen ihres Kleides unterbrochen worden war, stellte sich wieder ein. Bald folgten indessen abwechselnde Auftritte. Die Ankleiderin mit ihren Gehülfinnen kam, und wurde eingelassen. Bald nach ihrer Verrichtung ertönte die Schelle des Cabinets, und die Kammerfrau antwortete mit einem Zuge an der Glocke des Vorsaals. Das Frühstück wurde gebracht. Die Kammerfrau besorgte es in der Fürstin Gemach, und

noch immer saß Helena da, ohne zu wissen, was ihr eigentlich hier zu thun obliege. — Die Scene wurde imposanter. Der Marschall im Klein-Galakleide trat, Helene leicht begrüßend, ein; die Kammerfrau riß, nachdem sie dreimal an die Thüre des Cabinets geklopft, dieselbe dienstfertig vor dem vornehmsten Manne des Hofstaats auf. Der Haushofmeister mit dem Küchenzettel des Tags, der Stallmeister mit der Anfrage, ob Se. Durchlaucht Wagen oder Pferde befehlen würde; der Trabantenhauptmann mit dem nichtssagenden Rapporte über das, was in verwichener Nacht vorgefallen, kamen nacheinander, und warteten auf den Eintritt, der ihnen gewöhnlich zusammen verstattet wurde. Der Hauptmann mit dem flachen, breiten, beschränkten Gesichte und der Rodomontade auf Schnurrbart und Unterlippe war der Einzige, der auf seine Weise einige nähere Notiz von der neuen hübschen Dame zu nehmen geruhte. Helene scheuchte indessen durch einige schroffe Antworten, wie Landmädchen sie häufig in der Gewalt haben, den dreisten Helden zurück, der nun, wie seine beiden Begleiter, zur Vorzimmerstatue wurde.

Zwischen den Wartenden ging ein kleiner, schwarzer, unansehnlicher Mann hindurch, der sein gelbes Gesicht ein wenig vor Helene neigte, ihr dabei um so schärfer mit dem sprühenden kleinen Auge in das Antlitz schaute, und sich ohne weitere Förmlichkeit in das Cabinet der Markgräfin begab. — Daudowich! sagte Helene bei sich selbst, und wurde in ihrer Meinung bestätigt, als der Mensch wieder herauskam, ohne Umstände auf den Haushofmeister und den Hauptmann losging, ihnen Küchenzettel und Rapport schweigend aus den Händen nahm, und dem Stallmeister mit einem kühlen: Se. hochfürstliche Durchlaucht bedürfen heute des Marstalls nicht! die Thüre zur Treppe öffnete. Das Kleeblatt, der Trabanten-, Leibstall- und Küchenvorsteher,

entfernte sich alsobald; Daudowich besorgte die Papiere hinein, den Küchenzettel, wie er angenommen war, heraus, und sandte einen Lakai damit zur Behörde. Dann setzte er sich, Helenen gegenüber, in die Ecke, nahm mehrere Rechnungslisten aus der Tasche, stellte sich an, als wolle er sie durchstudiren, und beobachtete dagegen das Fräulein Am Steig auf das Schärfste, über die Papiere wegschielend. Helene, die das unverschämte Betragen wohl bemerkte, wurde roth vor Scham und Aerger, und wollte schon ihren Platz verlassen, von dem sie bisher nicht gewichen, als abermals die Thüren geöffnet wurden, und ein großer, schwarzgekleideter Mann, etwas verlegen, wiewohl nicht ohne Gewicht erschien. Da die Kammerfrau sich nicht von ihrer Stelle rührte, und Daudowich dem Fremden nur einen forschenden Blick schenkte, so bemerkte Helene, daß nun an sie die Reihe des Handelns gekommen sey, und stand auf, um dem umherblickenden Manne einen Schritt entgegen zu gehen. Der sich vor ihr Verneigende schien an den Dreißigen zu stehen; sein Haar fiel schlicht gekämmt über den Nacken; sein Gesicht, von bildlicher, angenehmer Form, sah abgezehrt und gelblich, wie von tiefen Leiden oder von Bußkämpfen gefurcht. Die Augen, etwas matt schillernd, lagen tief, und suchten häufig den Himmel, häufiger die Erde, selten die gegenüber stehende Person. Seine Kleidung hatte geistlichen Schnitt, in seiner Hand lag ein versiegeltes Paket.

„Mein Name ist Leodegar;“ sagte er mit sanfter Stimme; „ich flehe um die Gnade, Sr. fürstlichen Durchlaucht aufwarten zu dürfen. Ich komme im Auftrage des hochwürdigen Dechanten Adrian, und habe Sr. Durchlaucht ein Schreiben desselben in Ehrfurcht zu überreichen. Wenn ich mich daher dem Schutz des gnädigen Fräuleins empfehlen dürfte. . . .“

„Ew. Hochwürden belieben zu verziehen;“ erwiederte Helene. „Die gnädigste Frau ist in diesem Augenblicke beschäftigt; doch wird Ihr Stand und Ihre Sendung Ihnen den baldigsten Zutritt gewähren.“

Der junge Mann erröthete ein wenig, schlug die Augen nieder und versetzte: „Das Fräulein gaben mir einen Titel, der mir nicht gebührt. Ich bin nicht Priester.“

Nun war es an Helene, zu erröthen. Sie schwieg, peinlich, wie auf Nadeln stehend, und verwünschte innerlich die Gegenwart der eiskalten Kammerfrau und des lauernden Daudowich. Herr Leodegar hatte seine Fassung bald wieder gewonnen, und trat an's Fenster. Helene hatte Gelegenheit, von der Seite die edle Figur des Mannes zu bemerken, und den beinahe vornehmen Schnitt seines Gesichts, das durch seine leidende Physiognomie anziehender wurde. In seinen Augen that sich ein ganz eigenes Leben kund: ein verschlossenes und doch gewaltsam athmendes. Dasselbe verrieth auch das Benehmen des Körpers. Augen und Mund und Arme des Fremden hatten eben so viele strenge Hüter, die sie nicht über die Schranken gehen ließen. Von diesem Zwange vielleicht der Zug des Leidens auf Stirn und Wange; von dem peinlichen Zurückdrängen des Blutes nach dem verschwiegenen Herzen vielleicht die traurige Blässe des Antlitzes! Helene verstand nicht diese Bemerkungen zu zergliedern; aber das Bild im Ganzen zog sie an, wie ein verwandtes Leben, wie eine bekannte Erscheinung, getragen auf den Fittigen geheimnißvoller Ahnung und schwärmerischen Sehnens. Helene vergaß ihre Umgebungen, in dem Anschauen des Mannes verloren, der ihr keinen Blick schenkte, und zürnte fast dem Marschall, der bald durch das Gemach schritt, der Tante, die ihm folgte, und der Kammerfrau, die sich jetzt mit der Frage, ob der Herr zu melden sey, an sie wendete. Das Fräulein konnte natürlich

nur bejahen, und sah bald den Gemeldeten, der Erlaubniß der Fürstin zu genügen, im Cabinet verschwinden. — Während Helene ihm verlegen nachsah, stand er nicht weniger verlegen vor der Markgräfin, und stammelte kaum einige Worte der Huldigung.

Die Fürstin redete ihn sehr lebhaft an: „Ihr bringt mir Kunde und Schrift von meinem edeln Freunde? Gott wolle, daß Ihr Fröhliches zu berichten habet."

„So ist es in der That;" antwortete Leodegar. „Preis dem himmlischen Vater! denn seine Huld ist unermeßlich. Der Dechant, der schon mit dem Tode rang, ist erstanden vom Siechenlager, und würde vor Ew. Durchlaucht stehen, wenn ihn nicht die Schwäche, der Krankheit Folge, noch für einige Wochen an das Zimmer fesselte. Seine Feder spricht daher statt seiner zu Ew. fürstlichen Gnaden."

Die Markgräfin empfing das Paket aus Leodegar's Hand, öffnete es schnell, und las mit wachsender Freude: „Meine erlauchte Fürstin! Ich bin vom Tode erstanden, und der Erste, den ich an Ew. Durchlaucht sende, ist ein Engel des Herrn im Fleische, der mich durch sein Gebet genesen machte. Er ist kein Mensch wie wir Andere, und würde den herrlichsten Kirchenstuhl zieren, wenn seine Demuth es zuließe. Seine Ahnungen sind Wahrheit, seine Vorhersagungen dem Evangelium zu vergleichen. Er sucht eine Heimath auf dieser irdischen Welt, und wird sie bei Ew. Durchlaucht finden, wenn Dieselben Ihr Heil und das Wohl Ihres erlauchten Hauses begehren, an welchem der Engelmensch Leodegar mit voller Seele hängt. Er ersetze durch seine Worte, was zu offenbaren meine schwache Hand mir versagt. Adrian."

Die Fürstin überlief das Schreiben zwei bis dreimal mit steigender Verwunderung, und dasselbe Gefühl malte sich auch in ihren Zügen, als sie den Mann betrachtete,

den Gegenstand so vielen Lobes, der anspruchslos vor ihr stand, wie der unbedeutendste aller Sterblichen.

„Euer Familienname, mein Herr?" fragte die Fürstin nach einer Pause.

„Ich führe keinen; ich bin dessen nicht werth."

„Euer Stand? ohne Zweifel der geistliche?"

„Nein, gnädige Frau. Ich habe nur die ersten Weihen genommen. Der Vollendung bin ich unwürdig."

„Euer Vaterland?"

„Der Menschen allgemeine Heimath bei'm Vater. Die irdische habe ich vergessen. Wozu auch die Wiege wissen, da man das Grab nicht weiß?"

„Der Dechant empfiehlt Euch sehr."

„Ich verdiene diese Güte nicht."

„Können wir Euch in etwas zu Diensten seyn?"

„Euer Durchlaucht spotten meiner in meiner Niedrigkeit."

„Ihr habt unsern würdigen Beichtiger vom Tode errettet."

„Ich habe nichts gethan, als gebetet. Gott thut Alles."

„Ich will Euch, sein Werkzeug, belohnen."

„Verdiente ich in dieser Sache Lohn, so würden Ew. Durchlaucht mich nicht belohnen können."

Das Gesicht der Gräfin flammte bei dieser Entgegnung. „Was heißt das?" fragte sie rasch.

„Das Leben eines Käfers ist unbezahlbar in der weiten Schöpfung;" antwortete Leodegar gelassen. „Wie vermöchte der gewaltigste Monarch auf Erden ein Menschenleben zu bezahlen?"

„Ihr habt Recht; wir haben den Ausdruck übel gewählt. Wir wünschten jedoch, Euch eine Freude zu machen."

„Erlauben mir doch Ew. Durchlaucht, in Ihrer Nähe einige Zeit zu verweilen?"

Diese rasche Zwischenfrage verwirrte die Markgräfin ein wenig; alsdann entgegnete sie:

„In meiner Nähe? Wie so? Warum?"

„Der Herr ist bei den Frommen. Ich bin dem Herrn nahe, wenn ich bei Ew. Durchlaucht bin."

Die Markgräfin überlegte einen Augenblick — „Ihr seyd ein räthselhafter Mensch;" sagte sie zögernd. „Ihr gebt Euch für einen wandernden Weisen." —

„Ach!" seufzte Leodegar. „Wo ist die Weisheit? Ich bin ein armer, unbedeutender, unwürdiger Mensch, der nur den Herrn und die Tugend sucht. Meine Lehrer, der Bischof, der Dechant haben mich unverdient gepriesen, weil ein Lahmer wandelte, den ich berührt, weil ein Kranker aufstand, mit dem ich gebetet hatte. Und ich weiß doch nur zu gut, daß der Herr Alles thut, und daß mir nichts frommt, als eine einsame Klause, im Schutze der Gottesfurcht; und bei Ew. Durchlaucht finde ich allein diese Tugend so herrlich prangend, so schön!"

Die Markgräfin fühlte sich geschmeichelt. Sie sah in ihrer Unschlüssigkeit noch einmal auf das Packet des Dechanten, auf die Schriften, die nebst seinem Briefe sich darinnen befanden. Ein Brief, offen und kurz, fesselte sie. Unwillen überzog ihren Mund, eine Thräne stieg in ihr Auge. Sie blätterte in den übrigen Papieren, legte dann Alles zusammen, und sagte fest zu Leodegar:

„Eine Klause unter sicherm Schutze soll Euch werden, wenn Ihr die Bewahrung meiner Einsiedelei im Parke übernehmen wollt. Der Aufenthalt ist der eines Anachoreten, ohne Bequemlichkeit; indessen . . . ."

„Mir ist der Ruf dieses Tempels der Gnade bekannt;" sprach Leodegar erfreut. „Ich werde stolz seyn, dessen Hüter zu werden. Was kann ich thun, um Ew. Durchlaucht zu vergelten, was Ihre Gnade thut?"

„Die Gelegenheit findet sich bald. Wenn Gott Euerm Gebete so viele Kraft verliehen hat, so wolle er sich bewähren an dem Körper- und Seelenheil einer Person, die uns sehr am Herzen liegt, und die ich Eurer Pflege wie Eurer unverbrüchlichen Verschwiegenheit empfehlen werde."

Die Audienz hatte somit ein Ende. Leodegar ging und die Markgräfin zog sich in ihr innerstes Zimmer zurück, um der sonderbaren Unterredung nachzuhängen, die sie so eben gehabt, und den Brief noch einmal zu durchlaufen, den sie in dem Paket vorgefunden.

„So ist sie denn noch nicht erloschen, die unglückselige Leidenschaft?" sagte sie wehmüthig zu sich selbst; „so darf ich denn nimmer aufhören, mein liebstes Gefühl mit den Waffen der Pflicht zu bekämpfen? Wahrlich, — ich weiß meiner ungerechten Gerechtigkeit kein Ziel zu setzen, — meinem angstvoll beunruhigten Herzen keinen Rath zu geben, — wenn der Himmel nicht hilft. Und — wäre dieser Leodegar das Werkzeug? Adrian's Empfehlung, — das Zeugniß des Bischofs — des Seminariums — dieser Mann, alle geistliche Würde verschmähend, so außerordentlich in seinen Gaben, in seinem Eifer, ... dessen Benehmen die Vornehmsten scheu macht, auf das Bekenntniß seiner frühern Verhältnisse zu bringen . . . . .! Ich verliere mich in meinen Hoffnungen! aber der Versuch werde gewagt, mir und meinem Theuersten die Ruhe wiederzugeben. Mag die Jugend zürnen, mag sie aufbrausen gegen die grausame Gewalt! Wer ihr die Leidenschaft nimmt, raubt ihr den selbstmörderischen Dolch!"

Sie blickte bei diesen Worten um sich auf die hell erglänzenden, mit Spiegeln und kleinen sonderbaren Bildern eingelegten Wände, und legte, wie selbststrafend und warnend, den Finger auf den Mund.

„Hier spreche ich von Tödtung der Leidenschaft?" sagte

sie leise. „In diesem Zimmer, dem Tempel der Eitelkeit und leichtsinniger Erinnerung?"

Sie seufzte tief auf, rieb sich verdrießlich die Stirne, und läutete heftig. Auf ihren Befehl erschien Fräulein Am Steig.

„Ist der Tagskurier aus der Residenz gekommen, und etwa ein Bote aus unserm Winterschlosse?" fragte die Markgräfin.

Das Fräulein bejahte und händigte der Fürstin zwei Briefe ein.

„Der Markgraf kömmt morgen!" rief sie erfreut, nachdem sie das Schreiben mit dem großen Wappensiegel erbrochen. — Die Freude verschwand indessen, als sie den zweiten Brief vom Winterschlosse gelesen. Sie sperrte denselben mißmuthig in eine prächtige Chatoulle von Bronze und Stahl, die auf dem Kamine fest geschraubt stand, und überließ sich einige Augenblicke hindurch, auf das Marmorgesimse gelehnt, ihren Gedanken.

Das Fräulein stand verlegen vor ihr, und betrachtete, um sich zu zerstreuen, die sonderbar verzierten Wände des Zimmers. Zwischen, von goldenen Rauten durchflochtenen Spiegeln, erschienen viele kleine Bilder, aus welchen, vielleicht sechzigmal wiederholt, der Markgräfin Gesicht, in der hellsten Blüthe der Jugend erglänzend, hernieder sah; doch in jedem Gemälde in veränderter Form. Sie und ein Knabe an ihrer Hand zeigten sich in den verschiedensten Gestalten. Bald in der Gestalt einer phantastischen Jägerin, Dianens Halbmond in den Haaren, und den Falken auf der Hand; bald in den Gewändern einer vornehmen Türkin, von Diamanten übersäet; bald in dem bunden Federputze einer Negerkönigin. Dann wieder als blühende Schäferin, dann als Fortuna mit der goldenen Kugel des Glücks, als spanische Dame, als griechische Helena, als chinesische Kaiser-

tochter und in vielen andern Verwandlungen, die ein Bild beschloß, auf welchem sie mit dem Knaben in völlig schwarzer Trauer- und Bußtracht dargestellt war. — Des Fräuleins überraschte Neugierde entging der aufblickenden Markgräfin nicht.

„Erkennst Du mich auf diesen Gemälden?" fragte sie herablassend und lächelnd. Das Fräulein versicherte es mit dem Tone der Wahrheit. Die Fürstin verglich die Bilder verstohlen mit dem Bilde im Kaminspiegel, und versetzte mit einem leichten Seufzer:

„So war ich vor manchen Jahren. Die Zeit fliegt, mein gutes Fräulein. Diese Bilder stellen die Masken vor, worinnen ich auf dem Carneval am Hofe meiner seligen Frau Schwester, der Herzogin in Italien, erschienen bin. Der Knabe an meiner Hand ist der jetzt regierende, allergnädigste und durchlauchtige Markgraf, mein Sohn. Seine liebevolle Freundlichkeit hat diese Denkmale der Eitelkeit hier aufzustellen befohlen, und, so gerne ich sie entfernen möchte, so wage ich dennoch nicht, seine Liebe dadurch zu bekränken. Sie ist ja mein einzig Glück auf Erden!"

„Wie glücklich ist nicht der Herr Markgraf, in Ew. Durchlaucht seine Mutter zu verehren!" rief Helene, von ihrem eigenen Waisenstande ergriffen, aus.

„Seine Liebe macht mir glaubwürdig, was Du sagst;" versetzte die Fürstin voll Mutterempfindung: „diese Ueberzeugung erhebt mich auch über Manches; denn, was auch geschehen mag . . . wie sagst Du, mein Kind? . . . die Liebe hört nimmer auf?"

„Ja, Ew. Durchlaucht; so sagte meine Aebtissin, und meine Mutter, als sie starb, und mein Vater, als er ihr nachging, dahin, wo sie sich ewig lieben werden."

„Die Unschuld, womit Du von diesem wohlthuenden

Gefühle sprichst, beweiset mir, daß Du Deine Eltern innig liebtest.“

Helene konnte nur sanft weinen.

„Daß Du Deinem Bruder von Herzen zugethan bist;“ fuhr die Fürstin fort.

„Ach! ich weiß mich seiner kaum zu erinnern, gnädigste Frau. Ich war noch kaum ein vierjähriges Kind, als er schon über den Rheinstrom nach dem Bisthum Lüttich gebracht wurde, um daselbst geistlich zu werden, wie meine Eltern um ihrer Sünden willen versprochen hatten. Ich habe jedoch jeden Morgen und jeden Abend für den Bruder gebetet; selbst dann noch, als der Vater einmal erzählte, der Leo sey der Schule entsprungen, und in den wilden Krieg gegangen. Seit der Zeit aber habe ich keine Nachricht von ihm erhalten, und er ist wohl schon längst verunglückt. Der arme verblendete Mensch, der durch seinen Schritt Mutter und Vater in's Verderben gerissen hat!“ —

„In's Verderben? wie so?“

„Ei, gnädigste Frau; welch' ein Verbrechen, daß der Schwur der Eltern nicht erfüllt wurde! Gott zog seine Hand von ihnen ab, und die Frau vom schwarzen See bekam wieder alle Gewalt über sie, denn sie zürnte beständig, daß meine Mutter ihr die Seele meines Vaters abspenstig gemacht hat.“

„Mädchen! Mädchen!“ sagte die Markgräfin bewegt und bekümmert: „das ist verdammlicher Aberglaube, befürchte ich. Glaubst Du denn, daß solche Geschöpfe in den Gewässern leben, wie jenes Weib, das Dein Vater im Traume sah?“

„Ich glaube es fest,“ erwiederte Helene eifrig, aber ehrerbietig: „der Beichtvater im Stifte hat uns gelehrt, daß es böse und gute Geister, Zauberer und Hexen gebe, und er hat nie unterlassen, am heiligen Dreikönigstage die

geweihten Buchstaben an alle Zellen, Säle und Ställe des Gotteshauses zu schreiben, damit die bösen Gewalten außerhalb bleiben mußten."

„Euer Beichtiger hatte Recht;" sagte hierauf die Fürstin: „die geweihten Kreuze und Buchstaben helfen jedoch nur gegen die Geister jenseits der Schwelle. Was die Mächte im Busen des Menschen betrifft, so zeigen sie sich oft unüberwindlicher, als Teufel und Zaubersegen. Hüte Dich vor Deiner Einbildungskraft, Mädchen, und vor der Liebe, die Du so gefahrlos, so spielend im Munde führst, weil Deine Eltern in ihrem langen, kummervollen Eheleben dieses, ihr einziges Glück stets begeistert priesen und erhoben! Hast Du nie noch einen andern Menschen von Herzen geliebt, als Deine Eltern?"

„Meine Eltern, meine Aebtissin, Schwester Hyppolita und das Jesuskind von Wachs, das man mir schenkte, und das ich an Festtagen so glänzend herausputzen durfte, als mir es das geringe Taschengeld erlaubte." —

„Welche Einfalt!" sagte die Markgräfin für sich; drehte sich dann rasch zu Helene, und setzte laut hinzu: „Mache Dich gefaßt, mein Kind, morgen mit meinem Wagen nach dem Winterschlosse abzugehen. Mein Andachtsstübchen bedarf einer neuen Einrichtung, und Du sollst sie besorgen."

Helene folgte, von der Gräfin von Werdenberg abgelöst, der Markgräfin zur Tafel, und hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihrer Nachbarin Margarethe die Nachricht von des Markgrafen baldigem Eintreffen, und von ihrer kleinen Sendung nach dem Winterschlosse mitzutheilen. Diese Verkündigung machte nicht den besten Eindruck auf die Eberstein. Helene bemerkte, daß ihre Züge von einem Starrkrampfe befallen wurden, der erst nach einigen Minuten verging. Die plötzliche Unbeweglichkeit machte alsdann einer heftigen Unruhe Platz, und das Fräulein beklagte sich

flüsternd gegen Helene über den Zwang des Hofwesens, der dem Kranken kaum erlaube, seinen Platz an der Tafel zu verlassen. Endlich, endlich war die Tafel zu Ende, und Margarathe wußte, mit ihrer Freundin eine Stunde der Freiheit zu erbitten. —

„In Gottes Namen!" sagte die darum ersuchte Schlüsseldame: „Hütet Euch jedoch, Fräulein Eberstein, daß Se. Durchlaucht Etwas von der Unpäßlichkeit erfahren. Ihr wißt es, wie wenig sie Kranke um sich dulden mag, wie sie vor Recepten und Arzneien Abscheu hat, und behauptet, ein gut Gebet sey besser als Pulver und Mixturen. Weicht ihr demnach aus, bis Euer Unfall vorüber ist. Meine Base soll Euch Gesellschaft leisten dürfen." —

Die Damen richteten wieder ihre Schritte nach dem schattigen Park. In einem versteckten Wildgange warf sich die Eberstein auf eine Bank, faßte Helenens beide Hände, und rief mit unbegreiflicher Angst: „Der Markgraf kömmt morgen? und Du sollst mich verlassen? Du sollst nach dem Winterschlosse abgehen? Unmöglich. Du mußt mir Deine Stelle abtreten. Ich kann nicht hier bleiben. Ich will, ich muß an Deiner Statt fort. Dort, auf der Burg, ist mein Platz, wenn Er hier ist."

Helene erschrack sehr bei diesem Ausbruche tief verschlossener Leidenschaftlichkeit, und fragte bestürzt nach der Ursache.

Margarethe versank gleich darauf in ein trübes Schweigen. Sie schien zu überlegen, und sagte alsdann: „Beruhige Dich: ich hatte Unrecht. Es ist eine weise Maßregel der Markgräfin, die Dich von hier entfernt, und ein Gewinn für mein Herz. Was liegt denn übrigens daran, wenn es einige Stunden hindurch blutet? Der Markgraf kehrt ja in der Abendstunde wieder heim, weil ihm die Räumlichkeit des Schlosses nicht erlaubt, nur eine Nacht

darinnen zuzubringen; . . . und dann ist seine Gegenwart nur ein Traum gewesen.“

„Was hast Du denn mit dem Fürsten?“ fragte Helene neugierig und gespannt; „was ist mit dem Herrn, den die ganze Welt als milde und gnädig schildert?“

„Verdienst Du Vertrauen, Helene?“ versetzte Margarethe mit durchdringendem Blicke auf die Freundin: „plauderst Du nicht Geheimnisse aus, um einem Lächeln Deiner Gebieterin zu vergelten? Gelobe mir, daß Du um Deines Seelenheils willen schweigen willst! schweigen von dem, was ich Dir sagen werde.“

„Gerne! bei meiner Seele, Margarethe;“ betheuerte, immer noch erschrocken, die unschuldige Am Steig. Die Eberstein zog sie hernieder, küßte sie, und sagte zu ihr, sanfter, denn zuvor: „Sieh'! ich auch bin voll Vertrauen gewesen, und habe mein Herz geöffnet; aber man hat mich grausam belohnt. Daher bin ich klug und mißtrauisch geworden. Nur eine Unschuld, wie die Deinige, kann mich mittheilender machen. Eben Deine Unschuld jedoch fordert mich dringend dazu auf. Du bist das reinste, kindlichste Geschöpf, das ich je gefunden. Die Blüthen Deines Körpers und Deines Gemüths sind zu schön, um nicht ewig unberührte Blüthen zu bleiben. Du bist nicht für diese Welt und darum hüte Dich vor ihr. Mißtraue der Markgräfin: sie würde Dich einst einem elenden Höflinge in die Arme werfen. Vertraue nicht Deiner Tante, die einst ihr Weltglück in einer freudearmen, aber geldreichen Ehe gefunden, und Dir dasselbe Loos aufzwingen möchte. Fürchte und entsetze Dich vor Allem vor dem Markgrafen, der ein erschreckliches Gemüth unter leidlicher Außenseite verbirgt. Jedes seiner Worte träufelt honigsüßes Gift; jeder seiner Blicke ist ein tückischer Dolch nach unbewachten Herzen; seine Arme

sind Schlingen eines bösen Geistes, und seine Hände liebkosen und morden zugleich."

Helene wagte es nicht, zu verstehen, was die Eberstein meinte, und ihre Sittlichkeit schien ihr verbieten zu wollen, nach dem nähern Sinn der Worte ihrer Freundin zu fragen. Sie schwieg daher, jedoch überzeugt, daß Margarethe ihr Wohl aus voller Seele wünsche; und mißtrauisch gemacht gegen den Sohn ihrer Herrin. Die Eberstein fuhr fort:

„Halte es dagegen treu und redlich mit mir, Du, mein Herz, Du, mein einzig Licht in dunkler Welt. Achte ihn nicht gering, den Ersatz, den ich Dir biete. Mein Leben gehört Dein, ungetheilt, unverkümmert, so wie das Deinige mir angehören wird. Wer wäre wohl auf Erden reicher, als wir? Und endlich, wie entzückend die Aussicht, in einem stillen, den Heiligen geweihten Hause, zu beten, zu leben, vereint zu tragen, vereint zu sterben!"

Helenens Auge erglänzte, und sie sank begeistert an die Brust des Fräuleins von Eberstein. — „Wie erkenne ich Dich jetzt!" sagte sie mit vieler Rührung; „Du bist nicht kalt, Du bist nicht dem Ueberweltlichen fremd, wie die Markgräfin sagte, wie die Tante glaubt. Du siehst ein höheres Ziel im Himmel, und Deine Worte haben mich Dir eigen gemacht."

„Zeige Dich den Menschen nur so, wie sie Dich zu begreifen verstehen; dann hast Du meine Kunst gelernt;" versetzte die Eberstein: „die Welt hat mich zum Steinbild gemacht, worinnen aber eine warme Seele lebt. Ich bin fromm ohne Gepränge, und deßhalb um Vieles unterschieden von der Markgräfin, die jenes Gebäude" — sie wies auf die Einsiedelei, die zwischen Bäumen hervorleuchtete — „zum Tummelplatz ihrer düstern, blutgierigen Andacht macht, und sich in abergläubischem, rasendem Taumel einer zerfleischenden Buße hingibt, die sie in ihrem Leben wohl verdient haben

mag. — Doch, schweigen wir hievon. Die Pforten unseres Freundschafttempels stehen offen, und wir wollen hindurch gehen, bis an die Pforten heiliger Abgeschiedenheit. Bevor wir aber dahin gelangen, bleibt uns ein Geschäft zu vollenden übrig, das ich Dir jetzo noch nicht nenne, um Deine Standhaftigkeit zu prüfen, dessen Theilnehmerin zu werden Du jedoch von morgen an beginnst; unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Du mir bei Deinem Haupte gelobtest.

„Es trifft sich herrlich," sagte die Eberstein, „daß Du morgen nach dem Winterschlosse reisest. Ich werde Dir ein versiegeltes Schreiben zustellen, das Du auf folgende Weise an den gehörigen Ort zu bringen hast. Bei Deiner Ankunft im Schlosse lasse Dir alsobald von der Castellanin das Zimmer mit den purpurrothen ledernen Tapeten anweisen, das sich in dem neueren Anbau, gegen die Nordseite zu, befindet. Ich bewohnte früher dieses Zimmer während der Winterzeit, bis im letzten Frühjahr es auf Befehl der Markgräfin geräumt wurde. Du mußt jedoch ein Geheiß der Fürstin vorschützen, sonst wäre zu befürchten, daß Dein Begehren ohne Folgen bliebe. In diesem Zimmer angelangt, so horche zur Abendzeit mit Aufmerksamkeit, ob Du nicht etwa eine menschliche Stimme vernimmst, die einen Psalm singt. Sollte Dir der Zufall günstig seyn, und Deine Erwartung belohnt werden, so rufe durch den Kamin des Zimmers die lauten Worte: „Sancta mater!" in die Höhe des Schlots, und wiederhole sie einige Male. Es wird hierauf eine Schnur in den Kamin herabgelassen werden; an diese binde Du meinen Brief, und gib ein Zeichen, daß man ihn hinaufziehe. Vielleicht erfolgt späterhin eine Antwort auf demselben Wege; vielleicht jedoch, wahrscheinlich sogar, keine. Jedenfalls, im ersten Falle, die Adresse sey gestellt, wie sie wolle, verlasse ich mich darauf, daß Du sie nicht liesest, uud meinen Händen allein übergibst."

Helene versprach, ihr willig Folge zu leisten, aber fügte zärtliche Vorwürfe hinzu, daß man sie der Lösung dieses Räthsels noch nicht würdig halte. Sie konnte sogar eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken, der sie beisetzen machte: „Ich handle doch nicht, indem ich dieses thue, gegen den Eid, den ich gestern in die Hände meiner Tante geschworen, nichts zu beginnen, das meiner fürstlichen Gebieterin zum Schaden gereichen möchte?"

„Dein zartes Gewissen macht Dich zur Selbstpeinigerin!" versetzte Margarethe bitter. „Nimm indessen mein Wort, daß Du gegen die Markgräfin nicht freveln wirst, indem Du thust, was ich verlange."

„So bin ich befriedigt und Deiner Aufträge gewärtig," erwiederte Helene, that keine Frage weiter, und näherte sich an Margarethens Arm, der Einsiedelei des Parks, die von ziemlicher Größe und Höhe, rund, von festen Mauern aufgebaut, mit einem Glockenthürmchen versehen, in der Mitte eines kleinen Wiesenplanes stand, auf welchem die sommerlichen Blumen des Waldes in solcher Fülle sproßten, daß beinahe der Pfad von Kies und Sand, der zur Kapelle führte, davon überblüht war. Eine reizende Waldgegen umgab das stille, grün und bunt funkelnde Plätzchen, das sich nur gegen das Schloß zu, in einen labyrinthisch geschlungenen Waldweg öffnete. Früherhin, da der Wald noch nicht ausgerottet gewesen, war hier ein Mord geschehen. Ein Leibeigener, durch die Gewaltthätigkeit seines Herrn auf's äußerste gebracht, hatte ihn auf diesem Platze erschlagen, und sich darauf in den unfern strömenden Waldbach gestürzt. Ein Kreuz, wie die Vorzeit es an solche blutgedüngte Orte zu pflanzen pflegte, war zum Gedächtniß der That errichtet worden. Tief in die lockere Erde gesunken, und von grünem Moose überzogen, ragte es kaum noch aus den üppigen Grashalmen empor. Jetzt saß ein Mann

auf dem Steine, den Hut tief in die Stirne gedrückt, die Hände auf den Knieen gefaltet, niederwärts schauend auf einen Korb voll Blumen, der zu seinen Füßen stand. — „Leodegar!" flüsterte Helene ihrer Gefährtin zu, und diese erwiederte: „So? der Sonderling? der Heiland, der die Wunder der heiligen Schrift in der Residenzstadt erneut hat? Laß uns näher treten; ich muß ihn kennen lernen."

Eben drehte der Genannte den Kopf nach den Damen um und grüßte sie freundlich, ohne sich jedoch von seinem Sitze zu erheben. Helene redete ihn freundlich an; die Eberstein schien von des Mannes Unhöflichkeit verletzt, und er bemerkte es. „Sie vergeben," sprach er, „wenn ich mich vor Ihnen nicht erhebe. Dieses Kreuz, das Denkmal einer wilden That, kann ich Ihnen nicht zum Ruheplatz empfehlen; was mich betrifft, so bin ich müde, und muß noch einige Augenblicke rasten."

„Bleiben Sie immerhin;" antwortete die gutmüthige Helene, „und sagen Sie uns, wie Ihnen die Audienz bei unserer gnädigsten Frau gefiel?"

Des Mannes Angesicht leuchtete. — „Se. Durchlaucht haben mich zu Ihrem Tempelwächter ernannt;" sagte er zufrieden; „ich trete heute mein Amt an, und wollte nicht unterlassen, den Altar der gebenedeiten Mutter mit den Blumen zu schmücken, die hier so verschwenderisch sprießen. Ist es nicht seltsam und ein Beweis der hohen Güte unsers Schöpfers, daß, aus der Asche eines Tyrannen sogar, so viel Wohlgeruch und anmuthiger Glanz aufblühen kann?"

Die Eberstein wurde nun aufmerksamer.

„Und all' diese Blumen," fuhr Leodegar fort, eine Handvoll derselben emporhebend, „all' diese bunten und lichtgewebten Geschöpfe haben ihr eigenes geheimnißvolles Leben, mit Empfindung wie wir, mit Leiden und Freuden wie wir. Wie welken die Blätter dahin unter'm Sonnen=

brand! wie dürstet der Kelch nach dem erfrischenden Thau der Nacht! Wie stolz zeigt er sich dem aufsteigenden Tag, geschmückt mit den Perlen, heller als Krystall! wie erbebt die Blume, wenn die freche Biene sich an ihr Leben wagt! wie stirbt sie dahin, wenn man sie ihrem Boden entriß! und ihre Bedeutung! wie einfach! wie prophetisch dem Knaben, der in der Sternblume die Zukunft frägt; dem Mädchen, das Hoffnung und Liebe auf den Matten sucht; den Freunden, die den Kranz der Unschuld auf das Grab des Vollendeten legen; den seltenen Frommen, die in der ganzen Schöpfung nur die Blätter einer großen Bibel sehen! diese gelben Blumen — sind sie nicht die goldenen Lampen der Jungfrauen? diese weiße Krone der Stern, der die Könige führte . . . dieser dunkelrothe Kleezweig deutet die heiligen Blutstropfen des Herrn!"

Die Damen sahen sich verwundert an. Helene antwortete: „Sie sind ein freundlicher Lehrer, Herr Leodegar. Sie bevölkern die ganze Natur mit Leben und Deutung, uud ferner wird mir nie eine Einöde traurig und wüst erscheinen."

„Die Erkenntniß des Allebens ist auch nicht für die Welt der Städte;" sagte Leodegar: „ich habe meine Schule in der Wüste offen gefunden. Meine Jugend war einsam; meine Gefährten waren die ewigen Sterne des Himmels und die vergänglichen Gewächse der Erde; durch sie habe ich gelernt, daß im Tode selbst das Leben liegt, daß die Luft redet, und die Fluthen leben, nicht blos die stummen Fische auf ihrem Grunde."

„Das sind meine Gefühle!" versetzte Helene verwundert: „das ist mein Glauben. Wo liegt Ihr Vaterhaus?"

Leodegar lächelte etwas bitter. Alsdann stand er auf, bewegte die Arme nach allen Himmelsgegenden, und erwiederte: „Meines Vaters Haus ist groß. Es ist ein un-

freundliches Fleckchen seines Gartens, auf welchem ich emporwuchs. Dürftige Tannen haben es beschattet, und ein schwarzer, geheimnißvoller See hat seine Gränzen bespült."

„Ein See?" fragte Helene, mit dem Athem innehaltend.

„Ein wunderbarer See," wiederholte Leodegar, „der unter seiner trüben, unbewegten Fläche ein Geistervolk bergen soll, wie die Sage versichert. Der Nixenschwarm war vor Zeiten gefällig und zuthulich, und, gar oft, wenn eine tugendhafte Hausfrau in der Gegend früh aufstand, fand sie schon ihr Haus bestellt, die Flamme auf dem Herd, die Ziegen gemelkt, den Stall gereinigt, die Stuben gefegt. Das hörte jedoch auf, so wie die Leute schlimmer wurden, und seither ist das Seeufer traurig geworden; trüglich der unterspülte Torf auf demselben; und, wo sonst die goldne Enziane blühte, liegt alles öde. Wohl schwimmt die Seerose häufig auf dem dunkeln kleinen Meere, als ein harmlos Friedensbild; aber es täuscht. Gewitter schlafen in dem Schooße des See's, und brechen los, sobald nur ein Stein, von verwegner Hand geschleudert, in den schwarzen Spiegel fällt."

„Mein Gott! Sie beschreiben meine Heimath!" rief Helene außer sich, und ergriff unwillkürlich Leodegar's Hand. Diese wurde schnell zurückgezogen, und ein Druck vom Arme der Eberstein machte Helene aufmerksam, daß sie eine Unschicklichkeit begangen. Das unschuldige Kind erröthete sehr, und konnte nur betreten hinzusetzen: „Meine Heimath ist die Herrenwiese, Herr."

Leodegar antwortete hierauf nach einigem Besinnen: „Es wäre möglich, daß ich Ihr Landsmann wäre, mein Fräulein . . . . . darf ich Ihren Namen wissen?"

Helene nannte ihn, und den ihrer Freundin. Leodegar ging leicht genug über den Namen Am Steig hinweg; der Name Margarethens beschäftigte ihn mehr. „Eberstein?"

wiederholte er langsam, und ließ einen langen glimmenden Blick, seiner Gewohnheit zuwider, auf dem Fräulein ruhen. Dann machte er eine kleine Verneigung, und sagte, zu beiden Damen gewendet: „Ich kann Sie nicht aus dem kleinen Gebiete, das mir anvertraut worden, scheiden lassen, edle Jungfrauen, ohne Ihnen eine schmucklose Gabe als Andenken darzubieten."

Sie befanden sich am Eingange des Waldpfads. Leodegar bückte sich zum Boden nieder, pflückte ein Veilchen vom duftigen Saume des Hains, und reichte es dem Fräulein Am Steig.

„Ich wünsche Ihnen das Loos dieser Blume;" sagte er verbindlich: „ihr bescheidenes Entblühen, geschützt vor Regengüssen und Blitz, vor Thränen und Leidenschaft, und ihr seliges Verwelken an unschuldiger, treuer Brust."

Helenens Hand zitterte, schnell wie ihr Herz klopfte, da sie die Blume nahm. Leodegar wendete sich an die Eberstein. „Was gebe ich Ihnen, mein Fräulein?" fragte er langsam, bald sie anblickend, bald wieder die Augen senkend. „Dieses?" fragte er weiter, indem er rasch einen Büschel röthlicher Beeren von einem Ebereschenbaum nahm, und ihn mit den Worten: „Sind sie reif?" dem Fräulein darreichte. — Helene wußte nicht, wie Margarethe dieses Sonderlings-Geschenk aufnehmen würde. Sie empfing es jedoch hastig und gerne; schüttelte die Beeren, antwortete: „Noch nicht; aber sie reifen!" und gab sie, mit einem festen Blicke auf Leodegar, demselben zurück; worauf der Abschied folgte. —

Drittes Kapitel.

„Thut Buße in Sack und Asche.“

Das Abendglöckchen auf dem Thurme der Einsiedelei hatte geläutet, und die Markgräfin schritt, trotz dem von vielen Wolken umzogenen Himmel, im Gefolge weniger Frauen, dem Orte der Andacht zu. Wie gewöhnlich, blieben die Begleiter unfern der Kapelle zurück, und nur Helene genoß des Vorzugs, die Fürstin, die sich sehr angegriffen fühlte, in das Heiligthum führen zu dürfen. Das Fräulein zitterte zusammen vor frommem Schauder, als sie durch die Pforte ging. Das Gebäude war nach einem eigenthümlichen Plane der Markgräfin aufgeführt worden, und bestand aus vier Gemächern, die rund um die eigentliche Kapelle lagen. Jedes dieser Gemächer, öde und offen stehend, war mit Baumrinde ausgelegt, und wies einige Heiligenbilder und schlechte Schemel auf. Aus einem jeden ging ein großes Fenster in das Kirchlein, und ein kleines, sehr hochgelegenes, mit Drath vergittertes, hinaus in's Freie. Eines dieser Zimmerchen war zur Küche bestimmt, worin die Markgräfin, die einen großen Theil der Fastenzeit allein in dieser Behausung der Abgeschiedenheit zuzubringen pflegte, eigenhändig ihre Speisen bereitete. Ein anderes diente als Oratorium; in dem dritten saß die heilige Familie durch lebensgroße Figuren versinnlicht, an einem Tische, wo die Fürstin ihr selbst die Speisen auftrug, die nachher an die Armen vertheilt wurden. Das vierte war die Schlafkammer der Frommen, die auf einer elenden Matte zu den Füßen

eines Muttergottesbildes ruhte. In der Kapelle, die den Mittelpunkt des Gebäudes ausmachte, brannte ein ewiges Licht vor dem Altare. Große Heiligenbilder standen auf den Simsen und Thüren, und allenthalben sah man die Büßerin Magdalene mit lang herniederhängenden Haaren vor dem Kreuze und dem Herrn zu Boden liegen. Einige Betschemel erfüllten den Raum der Kapelle, zu welcher sich das Himmelslicht nur durch einige in der Kuppel angebrachte gelbe Fensterscheiben zu stehlen vermochte. Der trübe Schein in dieser Halle, erzeugt vom, durch Regenwolken brechenden Abendstrahl, und von dem matten Glanz der ewigen Lampe, die ernsten Bilder der Heiligen, wie die magere, abgezehrte Gestalt der Büßerin erhellend, füllte Helenens Herz mit Grausen; der Anblick einer, auf den Altarstufen ruhenden Drathgeißel, eines schweren Stachelgürtels und blutbefleckten Scapuliers von eisernen Dornen geflochten, erschütterte sie noch mehr, und sie dankte heimlich dem Himmel, als die Markgräfin ihr den Befehl gab, ebenfalls zu scheiden, wie die Uebrigen, und die Thüre der Kapelle zu verschließen. „Gib den Schlüssel nicht von Dir,“ sagte die Fürstin, „bis Du ein Zeichen von dieser Glocke vernehmen wirst. Alsdann aber hole mich ab.“

Das Fräulein entfernte sich gehorsam, und die Markgräfin hörte mit der Freude einer Schmerzerfüllten, die gerne allein seyn will, wie das schwere Schloß der Pforte zuschnappte, und Alles still wurde. Sie warf sich, ihre Schleier von sich legend, auf den kühlen Steinboden nieder, faltete die Hände über dem, die Erde berührenden Haupte, und betete lange und leise, dann emporgerichtet und vernehmlicher: „Mutter aller Gnaden!“ schluchzte sie aus thränenschöpfender Brust: „Herr alles Lebens! lasse doch meine Sünden von mir genommen seyn! Erhöre doch mein Gebet in diesen feierlichen Tagen der Erinnerung an ein

blühend vernichtetes, in Fehl dahingeschiedenes Leben. Mache mich theilhaftig der Huld, die an Magdalenen sich bewährt hat. Gib mir Ruhe und Frieden, und erfülle meinen süßesten Wunsch! Laß mich den Schatz wiederfinden, dessen Verlust mich mit Betrübniß erfüllt! den eine Stimme vom Himmel oder aus dem Fegfeuer stündlich von mir fordert, mit Wehmuth und schaurigem Mahnen! Laßt mich, ihr Heiligen alle, versöhnen eine Zeit der üppigen Eitelkeit und des Verderbens. Lasset mich büßen dafür, aber sie nicht entgelten meinem geliebten Sohne, dem das Glück allenthalben folgen möge: das Glück, zu überwinden seine mächtigen und heimlichen Gegner; das Glück, seiner selbst und dem Rausch der Sinne Meister zu werden; das Glück, in den Armen der Braut, die ich ihm erwählt, die Frömmigkeit und die Treue zu finden, deren Beispiel ich ihm nicht werden konnte! Sollte unserm Hause, das nur auf diesen einzigen Zweig seine Hoffnung gründet, Unheil bevorstehen — o so wälze es auf mich allein, Herr mein Gott, denn ich habe Strafe verschuldet, und will Deines Zornes Opfer seyn!"

Die Thränen, die heftig aus ihren Augen strömten, erstickten ihre Sprache, aber noch mächtiger that es eine Stimme, die sich hinter ihrem Rücken vernehmen ließ, und welche mit dumpfem, feierlichem Tone ausrief: „Ja wahrlich! wahrlich! diese ist eine Heilige, und Weihrauch ihre Rede!" —

Die Markgräfin sah sich bestürzt um, und eine schnelle Gluth überstrahlte ihre blassen Wangen, als sie Leodegars gewahrte, der mit ausgebreiteten Armen und erhobenen Händen aus der Seitenthüre, die in eins der vier Gemächer führte, in die Kapelle trat. Von Zorn, Ueberraschung und Scham zugleich bemeistert, stand sie unbeweglich, fand sie keine Worte. Leodegar war in Begeisterung, warf sich

ihr zu Füßen, drückte ihr Gewand an seine Lippen, und fuhr fort: „Gesegnet seyst Du, die mit den Engeln wandelt! Gesegnet seyst Du, gesalbte und gekrönte Büßerin, welche nach der schönsten, nach der Krone des Heilands greift!"

„Wie kommt Ihr hieher?" stammelte die Markgräfin.

„Dort war ich verborgen, um Zeuge einer herrlichen Andacht zu seyn!" antwortete Leodegar, in seiner Stellung verbleibend.

„Unverschämt!" zürnte die Fürstin: „Steht auf, was soll das heißen?"

„Zertritt mich, Königin der Buße!" antwortete Leodegar zerknirscht: „Du vermagst dennoch nicht die Flammen zu löschen, die in meinem Herzen brennen!"

„Mensch! unsinniger Mensch! wenn meine Leute kommen, dieses Schauspiel sehen, das ich nicht begreife . . . ."

„Begreifst Du den Sonnenstrahl, der die Aehre weckt? den Blitz, der den Brand erzeugt? Du hast meinen Busen in sengenden Brand gesetzt, und ich will zu Deinen Füßen vergehen! Hörst Du die Donnerschläge über unserm Haupte? Hörst Du den Regen auf das Dach in Strömen niederstürzen? Dein Gefolge ist fern, Schutz zu suchen vor dem Unwetter: aber Gott und Leodegar ist bei Dir; fürchte nichts." —

Das Gefühl, verlassen zu seyn, — den Großen der Erde das peinigendste, — schlug die Fürstin nieder. Sie versuchte, den Glockenstrang, der von der Decke hing, zu erfassen. Leodegar unterstand sich, sie daran zu hindern, und zu einem entferntern Betstuhl zu führen. Hier stand er vor der Herrin, die, hochathmend, mit starrem Auge, und im Unwillen verzogenen Munde, ihn stumm mit dem Blicke des Vorwurfs durchbohrte, und redete weich und leidenschaftlich zu ihr:

„Verdamme mich nicht, Du Verwandte der Heiligen! — Entferne jeden schimpflichen Verdacht, denn der Herr selbst hat mich in Liebe zu Dir erweckt; Er hat mich hierher geführt; Er spricht durch meinen Mund. Ich muß Dir huldigen, Titel und Gepränge verschmähend. Ich habe in Dir eine Schwester gefunden, eine Führerin auf dem Pfade zum Licht! Wie weit habe ich noch bis zu Deiner Demuth! wie weit noch zu Deiner Hingebung! Mächtiger noch, als Deine Leibesschönheit meinen elenden Körper überstrahlt, — mächtiger fühle ich mein armseliges Streben von Deinen Tugenden überflügelt!"

„Um Gotteswillen!" rief die Markgräfin mit gerungenen Händen. „Welche Sprache! Sagt mir nur, ob Ihr plötzlich von Sinnen gekommen seyd, und was Ihr beabsichtigt?"

„Gott selbst redet durch mich!" entgegnete Leodegar mit finsterm Blicke und verzückten Mienen. „Wahrlich! stoße ihn nicht von Dir. Entferne mich nicht von Dir, um elender Ziererei willen, damit Dein Engel nicht weiche. Weib! Fürstin! Magdalene! Wie ich Dich liebe und verehre, so darf ich's. Dein Ruf hat mich begeistert, Dein Bild hat mich entzückt, Dein Anblick mich verklärt, und Deine Andacht mich entzündet! Ich bin Dir verwandt, und werde Dich fortan geleiten, treu und sorglich, wie ein geschlechtloser Seraph seine Pflegbefohlenen. Verweise mich nicht von Dir! Gott hat durch meine elende Hand Kranke geheilt, Sterbende erweckt; er hat durch meinen Mund prophezeit, und thut es jetzt im Augenblicke. Der Tag, an dem Du mich verbannst, bringt Unheil über Dich, bricht Dein Herz, tödtet Deinen Sohn. Ich vermag nur, Euer Haus zu erhalten, und wenn ich's thue, so befiehlt mir's nur meine heilige Liebe zu Dir!"

Ein heftiger Blitz erleuchtete die Kapelle. Die Mark-

gräfin schrie auf. Ihre Stimme verhallte unter dem fürchterlichen Krachen des Donners, aber ihr Auge glaubte zu sehen, daß alle Bilder von den Wänden nickten, daß eine glänzende Flamme über dem Haupte Leodegar's schwebte.

„Fürchterlicher!" sagte die Fürstin scheu zu Leodegar. „Ihr trefft mein Herz. Das Leben meines Sohnes, die Fortdauer seines Geschlechts .... sie hängen von Euch ab? Entdeckt mir Eure Sendung und haltet inne mit den bedrohlichen Worten einer Verzückung, die in ihren Ausdrücken meine Würde verletzt."

„Bedrohlich die Worte der Zuneigung, der Freundschaft, der Liebe?" fragte Leodegar gekränkt. „Wollen denn die Vornehmen der Erde, daß allenthalben der Aermere zu ihnen rede, wie der Knecht zum Tyrannen? Herrliche Fürstin! Wir sind hier vor Gott, und er hört uns allein. Dulde also das Bekenntniß meiner Huldigung, und beschwöre mir auf Dein Leben, mich nicht zu hintergehen, der Welt nicht zu offenbaren, was ich mit Dir spreche, mich nicht um meiner Freimüthigkeit willen zu verdammen oder einkerkern zu lassen."

Die Markgräfin sah ihn groß an, und er setzte schnell bei:

„Nein! nein! schwöre nicht. Dein mildes Frauenherz ist nicht grausam. Möchte es aber Deine Klugheit seyn, so denke daran, daß Deines Sohns Zukunft von der meinigen abhängt. Was Du mir thust, thust Du ihm, und — höre es noch einmal — nur um der Liebe zu Dir, die der Herr in meiner Brust entzündet, wird ihn, den Lauen, den Verächter, das Strafgericht verschonen, damit Du nicht leidest, liebevolle, herrliche Mutter!"

Stimmen von Außen vernehmend, verschwand Leodegar plötzlich in seinen Schlupfwinkel. Das Gefolge der Fürstin, das, vom Platzregen gescheucht, in die Steinlauben geflüchtet

war, kehrte, bekümmert, noch immer das Glockensignal nicht zu vernehmen, und um seine Gebieterin besorgt, zurück, und eröffnete die Kapelle. Die Fürstin kam ihnen erschöpft entgegen, stützte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Ehresheim und deren Nichte, und wankte dem Schlosse zu, um sich alsobald in ihr Zimmer zu verfügen.

Auf dem Hofe standen Pferde, von Reitknechten in markgräflicher Livrée gehalten. „Se. Durchlaucht sind angekommen!“ rief Daudowich, der Markgräfin entgegenkommend, und am Fuße der großen Treppe empfing der Fürst, in ganz durchnäßten Reisekleidern, seine Mutter, die mit einem Laut freudigen Schreckens in seine Arme sank.

„Verzeihen Ew. Liebden,“ sprach der Markgraf lächelnd, „daß der ungebetenste aller Gäste sich einfand. Im Begriffe, die große Schäferei zu besuchen, wurde ich vom Gewitter überrascht, und da die Residenz weiter entfernt liegt, als dieses Schloß, so wage ich's, meinen auf morgen zugesagten Besuch heute schon anzuheben.“

Die Markgräfin drückte ihr Vergnügen, aber nicht minder die Besorgniß aus, daß der geringe Raum des Schlosses dem Markgrafen nur ein unbequemtes Nachtlager erlauben würde.

Der Fürst lachte herzlich, und versicherte: in der Kastellanei bereits ein Unterkommen gefunden zu haben. „Ich bitte Ew. Liebden um die Erlaubniß, daselbst meine Kleider wechseln, und von meinen Strapatzen ausruhen zu dürfen;“ sagte er: „dem kindlichen Respekt ist genügt, und es würde sich kaum ziemen, daß ich länger in diesem klosterähnlichen Schlosse verweilte. Auf morgen also, meine gnädige Mutter.“

Die Markgräfin zeigte sich ängstlich ob der Entlegenheit der Castellanei und wollte nach dem Hauptmann senden,

um eine Wache vor das Haus zu stellen. Der Markgraf verweigerte es, und sagte scherzend:

„Nicht doch, Ew. Liebden. Ich habe Herz, und einen guten Degen. Was die nicht ausrichten, thun im Nothfalle diese wackern Edelleute, Baron von Westemberg und Herr de la Montée, den ich morgen Ew. Liebden anständiger vorstellen werde, wenn er Ihnen noch nicht bekannt seyn sollte.“

Er zeigte auf einen jungen Mann von kriegerischem Aussehen und Anzuge; von hübschem keckem Angesichte, blonden Haaren und röthlichem Bart, der sich mit zierlichem Anstand vor der Markgräfin verbeugte, zierlich, und doch stolz, wie die Markgräfliche Cocarde an seinem Hute. Die Fürstin grüßte ihn, den Unbekannten, wie den ihr bekannten Westemberg, leutselig und wohlwollend, ersuchte Beide, für die Sicherheit ihres Sohnes zu wachen, und bemerkte im Scheiden, es sey ihr nicht unangenehm, der Ruhe genießen zu dürfen, da ihre Gemüthsstimmung nicht zu einer fernern Unterhaltung mit dem Markgrafen tauge.

So trennten sich also die fürstlichen Personen, und der Markgraf ging mit seinen Begleitern nach der Kastellanei, wo einige Zimmer nothdürftig zu seiner Aufnahme eingerichtet worden waren. Die Edelleute blieben im Erdgeschosse. Der Fürst machte sich's im Oberstocke bequem und befahl der Kastellanin, nicht zu säumen, ihm den Kammerdiener der Markgräfin zu senden, sobald er in die Kastellanei, seine Wohnung, zurückkehre.

„Herr Daudowich wartet bereits im Vorzimmer;“ erwiederte die tief knixende Frau. — Der Markgraf verlangte seinen Eintritt.

Daudowich kam; die Kastellanin ging. Nachdem Se. Durchlaucht sich versichert hatte, daß Thüren und Fenster

verschlossen, so befahl sie dem Kammerdiener, näher zu kommen, und das überflüssige Ceremoniel zu unterlassen. —

„Sage mir jetzt geschwinde," redete der Markgraf den Dalmatier an: „wie es hier im Hause steht? was sich verändert, was sich neugestaltet hat?"

Daudowich zuckte die Achseln. „Bis auf einen jungen halb verrückt aussehenden Schwarzrock, den Se. fürstlichen Gnaden zum Sacristan Ihrer Einsiedelei ernannten, — und einer neu angekommenen Hofdame — nichts Besonderes."

„Ich weiß," lächelte der Markgraf, „der Welt- und Gottweise Leodegar. Der Mensch hat in der Residenz seine Wunderpossen aufgeführt, und mir war es recht, daß der Dechant sich seiner für meine Mutter bemächtigte. Sie liebt nun einmal das Mystische: in Gottesnamen: ihre Frömmigkeit mag der meinigen, worüber alle frommen Unterthanen die Achsel sorglich zucken, und sogar mein würdiger Oheim sehr beängstigt ist, nachhelfen. Der Schwärmer hat nichts Gefährliches, so lange er nicht zum Werkzeug in den Händen der Clerisei wird, und dafür sorgt die Einsamkeit des Wittwensitzes." —

Daudowich verneigte sich schweigend und billigend.

„Wie steht es mit den Wichtigern?" fuhr der Fürst fort: „Noch keine Nachricht, wo die Lafare hingekommen?"

„Es wird allgemein geglaubt, das Fräulein sey bei den Ihrigen," versetzte der Kammerdiener.

„Es ist nicht wahr," entgegnete der Markgraf: „ich habe mich erkundigt, ich habe Boten gesendet: ich bin meiner Sache gewiß. Irgend eine Teufelei hält das Mädchen — Gott weiß wo? — verborgen. Meiner Mutter traue ich nun allenfalls Schwachheiten, nimmermehr jedoch eine Teufelei zu. Eher hätte ich Verdacht auf eine gefährlichere Person an diesem Wittwenhof. Gnade ihr jedoch der Himmel, wenn ich sie ertappe. Genade er euch Allen,

wenn ich unter euch, wie ihr da seyd, eine Verschwörung gegen mich und die Unschuldige entdecke!"

„Wir sind Ew. Durchlaucht Alle ergeben!" betheuerte Daudowich.

„Ich könnte strengere Maßregel ergreifen, um zum Zwecke zu gelangen," sprach der Markgraf weiter: „ich könnte die Umgebungen meiner Mutter mit Gewalt säubern, und nach meinem Wunsche gestalten; doch liebe ich die Mutter zu sehr, und kenne die Zärtlichkeit, womit sie an mir hängt, zu genau, als das ich ihren Lieblingsneigungen und ihren Handlungen störend in den Weg treten sollte. Aber — ein Wurm frißt an meinem Leben, nnd diesen sollst Du tödten helfen; — der Du seit meiner Kindheit meine Schritte schütztest, und seitdem ich Mann geworden, mit aufrichtiger Ergebenheit an mir hängst."

„Ew. Durchlaucht würdigen mich zu hoch. Was kann ich jedoch thun?"

„Höre. Der Augenblick, wo Du mich mit Gefahr Deines Lebens vom Verderben zurückgerissen, als des Balkons Geländer zu Florenz unter dem leichtsinnigen Knaben wich, erheischt meine Dankbarkeit. Eine größere jedoch verlangt das uneigennützige Bekenntniß, das Du mir bei meinem Regierungsantritte machtest: das Bekenntniß von der Schuld meiner allgeliebten Mutter, das Du mir so schonend entdecktest, als es die Schwäche einer Frommen verdiente, und dennoch sorglich, wie es dem für das Wohl seines Herrn bekümmerten Diener zukommt. Ehe ich jedoch im Stande seyn kann, Dein Vertrauen zu vergelten, bedarf ich Deiner weitern Unterstützung. Die Verhältnisse haben sich geändert. Jener Knabe, den Dir die Markgräfin zu Florenz vertraut, den Du nach Deutschland brachtest, ihn dem in Ruhe versetzten Burkard zu übergeben, — jener Bube, der an dem Todestage seines Pflegers so schnell

abhanden gekommen ist — er ist nicht im Treiben der ungestümmen Welt umgekommen; er lebt; ich ahne — ich weiß es, und er lebt in meiner Nähe.'

Daudowich schlug die Hände verwundert zusammen, und sein Auge fragte: Wie? und Wo?

Der Markgraf fuhr fort: „Es sind kaum ein Paar Wochen verflossen, seit der Freiherr von Westenberg mir einen Cavalier vorstellte, den er vordem in Diensten des Statthalters der vereinigten Staaten gekannt hatte; den er als tapfer, geschickt, unternehmend und arm schilderte. Diese Eigenschaften gewannen dem Fremdling meine Gunst. Ich gab ihm eine Lieutenantsstelle in meiner Garde, und hatte in den ersten Tagen Gelegenheit, mir zu der Wahl Glück zu wünschen, indem Herr de la Montée einen Schurken entdeckte, der im Begriff gewesen war, Feuer in mein Schloß zu legen. Ein Abgeordneter des Pfaffenthums ohne Zweifel, das mich haßt, weil ich auf seine Albernheit nichts gebe. Etwas Gewisses konnte aus dem Burschen nicht gebracht werden, weil er Mittel fand, dem Kerker zu entspringen. Ich zeichnete den Lieutenant aus, und mußte mich alsobald über die Kälte wundern, womit er meine Freundschaftsbezeugungen aufnahm; gleichsam, als wäre sie ein ihm schuldiger Tribut gewesen. Hierauf erfuhr ich aus dem Munde eines seiner Vertrauten, des Kammerjunkers von Teck, daß der Lieutenant einst, zum Befremden Aller, die es hörten, geäußert habe: der Margraf thue ganz wohl daran, ihn auszuzeichnen und freundlich zu behandeln, denn es werde in aller Kürze eine Zeit kommen, die ihm einen weit höhern Platz anweisen werde. Er werde dem Herrn näher stehen, als dessen Oheim, und es werde nur auf des Letztern Betragen ankommen, ob er ihm freundlicher nahe zu stehen hätte, als der Letztere es thut." —

„Ei, ei!" versetzte Daudowich sinnend.

„Meine erste Sorge war, mich nach der Herkunft des de la Montée genauer zu erkundigen," fuhr der Markgraf fort; „aber des Räthselhaften bot sich nun gar vieles dar. Dem Einen sagte er: er stamme aus Lothringen; dem Andern: er sey ein flandrischer Edelmann. Dieses Letztere behauptete er auch gegen mich. Indessen ging aus seinen Ergüssen an seine vertrauteren Freunde hervor, daß er in meinen Landen genau bekannt sey, und von dem rauhesten Gebirgslande desselben spreche, wie von einer Heimath. Sein Alter, — diese Aeußerungen, — dieses geheimnißvolle Wesen! — Daudowich! ich betrüge mich nicht. De la Montée ist jener Isidor, dessen Geburt ein Fehltritt war, so wie sein Leben ein gerechter Gegenstand meines Kummers geworden ist."

„Was können Ew. Durchlaucht besorgen?" — fragte Daudowich, — „Ihre rechtmäßige Herkunft und Successionsbefugniß. . . . ."

„Die Zeit, Daudowich, ist gefährlich. Die Ruhe, die allenthalben herrscht, ist eine Kampf und Umwälzung brüthende. Der Tod des Kaisers, der ohne männliche Erben versterben wird, wenn nicht Wunder geschehen, wird Flammen des Kriegs erwecken. Gehe ich unter den Angriffen eines raubgierigen Nachbars unter, so ist meines Hauses Stamm gefallen, dessen Hoffnung auf mir beruht. Mein Oheim, der Held der zweiten Linie, ist mein bitterster Feind, weil ich nicht seinen Aberglauben theile, und nicht die mindeste Lust habe, ihm, dem Ländersüchtigen, mein Erbe abzutreten. Welch' ein Werkzeug in den Händen dieses Mannes wäre ein kecker, unternehmender, seiner Abstammung sich bewußter Halbbruder? ein bigotter, von Aberwitz entflammter Mensch, der den Bruder erwürgt, weil dieser glücklicher scheint als er, indem er einen Hermelein trägt! Ich verliere mich in Möglichkeiten, aber die eiserne

Nothwendigkeit, den Gefährlichen mir vom Hals zu schaffen, ist gekommen."

„Die Weisheit Ew. Durchlaucht ist Dero bester Führer;" bemerkte Daudowich. „Befehlen Sie über Ihre Untergebenen."

„Du sollst mir beistehen, in dieser Sache auf's Reine zu kommen, denn ich will hell sehen, bevor ich irgend eine Maßregel ergreife. Erinnerst Du Dich noch der Züge des Buben?"

Daudowich zuckte abermals die Achseln und erklärte sein Gedächtniß unzuverlässig, da eine lange Zeit vergangen, und er nie bemerkt, daß Burkard den Knaben an Hof gebracht hätte. Der Kammerdiener versicherte nebenbei, nicht zu wissen, wer mit dem Nähern, Isidor's Erziehung und Kostgeld betreffend, beauftragt gewesen, und ob jemals die Markgräfin den Knaben besucht habe. Er glaubte sogar, ür das Letztere verneinend entscheiden zu dürfen.

Der Markgraf ging verdrießlich hin und her, und brach endlich in die Worte aus: „Wenn ich in Gottes Namen nur allein darum wüßte; aber der Mensch weiß selbst zuviel — scheint alles zu wissen. Welche Unordnungen bereiten sich vor! Welch' ein Verdruß für mich! welch' ein Gram für meine liebe Mutter, auf welche ich, ihres Fehltritts ungeachtet, nimmer einen Stein zu werfen gesonnen bin! Da sich jedoch in dem engen Kreise, den das Geheimniß halten muß, kein besseres Mittel finden läßt, die Sache aufzuklären, so muß meine Mutter selbst die Entdeckung mitbereiten helfen, ohne es zu wissen. Ich will ihm und ihr Gelegenheit geben, Kindesliebe und Stimme der Natur sprechen zu lassen. Ich will diese Stimmen belauschen, und habe darum de la Montée hieher gebracht. Unter irgend einem Vorwande lasse ich ihn hier zurück, um, vorgeblich, eine weitere Reise anzutreten. Du wirst alsdann Sorge

tragen, mich zu verbergen, und mir Nachricht zu geben, wann ein Zweigespräch zwischen der Fürstin und dem Lieutenant vorbereitet wird. Dein Einfluß auf meine Mutter, und das Vertrauen, dessen Du genießest, werden Dir es leicht machen, den Ort des Gesprächs unvermerkt dahin zu verlegen, wo meine Person, ohne entdeckt zu werden, den dritten Mann abgeben kann."

„Sehr wohl, Ew. Durchlaucht!" versetzte Daudowich; „und alsdann?"

„Dann ist Deine Lektion zu Ende," antwortete der Markgraf stolz, „bis es mir gefallen möchte, Dir eine neue aufzugeben. Zuletzt nur noch dieses, mein Freund: Schweige, wie das Grab. Wenn die Markgräfin eine Sylbe erführe! . . . . ."

„Nimmermehr, Ew. Durchlaucht! —"

„Oder irgend ein Mensch, der da athmet! . . . . Deine Strafe würde die härteste seyn. Fremde dürfen nie erfahren, welche Schwächen unser Haus zu verbergen hat, und ich will meiner Mutter Herz vor jedem Kummer bewahrt wissen. Welch' ein Gedanke mir aber jetzt durch den Sinn fährt! Hast Du nicht die heftige Bewegung bemerkt, worinn die arme Frau gerieth, als ich ihr den Lieutenant vorstellte? Sollte schon der erste Blick vielleicht? . . ."

„Ew. Durchlaucht gehen im Argwohn zu weit, Ihre fürstl. Gnaden kamen bereits in solcher schwermüthiger Stimmung aus der Kapelle zurück." —

„Die übertriebene Frömmigkeit wird die Fürstin noch zu Grunde richten. Der Dechant hat sie auf dem Gewissen. Ich hoffte, der Tod würde sie von diesem düstern Peiniger befreien, aber er hat ein zähes Leben, wie die Schlange; und eine zähe Aufrichtigkeit obendrein, denn er ließ ein Billet unbeantwortet, das ich ihm sandte, da er auf dem Sterbebette lag, und worin ich ihn bei allen Todesengeln

beschwor, endlich sein Schweigen zu brechen, mir zu bekennen, daß er an dem Verschwinden der Lafare Theil gehabt, und wo sich die Unglückliche befinde!"

„Ich glaube, daß weder Ihre fürstl. Gnaden, noch Se. Hochwürden der Dechant davon Wissenschaft haben," antwortete Daudowich.

„Nun bei'm Himmel!" rief der Markgraf, dem eine Thräne schmerzlicher Wuth in's Auge stieg. „So weiß ich nur Eine auf Erden, geeignet und willig, an jenem Engel ein schlechtes Stück zu verüben, und — so wahr der Herr lebt! — ich werde sie zur Beichte zwingen!"

Des Fürsten Züge gingen schnell von dem Ausdruck der Wuth zu dem einer tiefen milden Betrübniß über. —

„Warum muß ich gerade so unglücklich seyn?" fragte er, halb sich selbst, halb den zuhorchenden gebückten Dalmatier: „Warum bin ich dazu bestimmt, auf einem Fürstenstuhle zu sitzen? Um wie viel glücklicher ist Isidor! Sein Herz darf doch wählen, sein Herz darf lieben, während ich, im Kampfe mit raubsüchtigen Verwandten, heuchlerischen Pfaffen und der stürmischen Zeit, ein Opfer meiner Verhältnisse werde! während ich meine Hand und Freiheit an ein Geschöpf verkaufen muß, das ich nicht lieben kann!"

Er richtete sich empor, und sagte dem Kammerdiener: „Du kannst gehen!" Als sich jedoch derselbe beeilte, dem Befehle zu folgen, rief ihn der Fürst zurück, und fragte: „Berichte mir doch, Schlaukopf, wer das hübsche, blonde Mädchen ist, das meiner Mutter zur Linken ging?"

„Das neue Hoffräulein, Ew. Durchlaucht; Helene Am Steig."

„Ein schönes Frauenbild, mit himmelklaren Augen!" fuhr der Markgraf mit beifälliger Erinnerung fort: „schlank

wie der Hals eines Edelhirsches, und taubengut, wie er schien! Bei meiner Seele! ich weiß nur Eine, die ich schöner fand, als diese. Gute Nacht, Daudowich!"

Der Kammerdiener ging, heimlich lächelnd, von dannen.

Die Treppen zu seiner Stube emporsteigend, summte er, einen Vers Petrarca's parodirend, die Worte zwischen den Zähnen:

Dov'è la donna eletta?
Lontano paese, turre oscura,
Voi possedete, ed io piango 'l mio bene!

Daudowich war verdrüßlich, einige Papiere nicht in seiner Tasche zu finden, die er sich vorgenommen hatte, zu sich zu stecken, die er jedoch, wie er sich nun besann, bei dem Haushofmeister vergessen. Die Ungeduld des cholerischen Menschen war zu heftig, als daß sie ihm Ruhe gelassen hätte. Er machte sich wieder auf die Beine, um die vergessenen Papiere noch zur Stunde zu holen. Die Kastellanin war so eben im Begriff, die Thüre ihres Hauses zu schließen, und verwunderte sich höchlich über Herrn Daudowich's Vorsatz.

„Wohin, wohin, Herr Cassier?" fragte die Frau mit der Lampe und dem gewaltigen Schlüsselbunde: „die Nacht ist schwarz, und keines Menschen Freund. Ein Gewitter steht wiederum im Niedergang, und ich wette, der Geist geht schon wieder um."

„Der Geist, Frau Kastellanin? welcher Geist? —"

„Als ob Ihr nicht darum wüßtet, Herr Cassier. Gott steh' uns bei! Seit Jahren wandelt er hier herum; seitdem das Schloß völlig ausgebaut und bewohnt ist. Ich habe das Gespenst, oder besser die Gespenster, oft mit eigenen Augen gesehen, wenn das dunkle Paar aus dem Walde bei

der Einsiedelei kam, und Gutes hat sich nie begeben, so oft man die Gestalten spürte."

„Zwei Gespenster also? Ich entsinne mich, davon gehört zu haben, jedoch sah ich sie noch nie."

„Ihr Glücklicher! der höchstselige Herr ist der vornehmste Geist, und neben ihm wandelte immer ein weiblicher, der die Herzogin vorstellen soll, die vor einigen Jahren hier verstorben ist."

„Auf dem Winterschlosse, Frau Kastellanin?" —

„Nun, gleichviel. Die Beiden sind's, und noch zittre ich, denke ich daran, wie sie mir zum ersten Mal entgegenkamen, bei des Fasanwärters Häuschen zu mondheller Nachtzeit; er rabenschwarz, mit langen schwarzen Federn auf dem Hute und dem Commandostab in der Hand; sie in einer grauen oder braunen Kutte, wie sie sich hatte in den Sarg legen lassen. Ich meine, ich ließ sie scheu vorübergehen, und vor der Grabesluft, die vor ihnen ausdampfte, sträubte sich mein Haar empor."

„Das ist schaurig, Frau Kastellanin. Herrendienst geht aber vor Geisterfurcht. Laßt mich immerhin auspassiren. Ich komme in ein paar Minuten zurück."

Das Thor öffnete sich vor diesem Begehren, und Daudowich lief nach dem Schlosse, denn die schwüle Gewitterluft, die draußen war, so wie der Kastellanin Erzählung, machten dennoch Eindruck auf den Mann, der sich herzhafter anstellte, als er in Beziehung auf überirdische Wesen wirklich war.

Er hatte indessen kaum das Blumenparterre im Rücken des Schlosses erreicht, als plötzlich die Angstidee in seinem Kopfe einen Schein von grauser Wirklichkeit anzunehmen drohte. Denn, als er sich's am wenigsten versah, erschienen zwei Gestalten, unfern von ihm, aus den Steinlauben

tretend, die er nur einen Augenblick anstarrte, um alsdann schnell umzukehren, und einen hastigen Rückzug nach der Kastellanei zu nehmen. Seine Einbildungskraft sah ohne Weiteres den verstorbenen Markgrafen mit den langen Hutfedern und die graue Büßende an seiner Seite. Während dem er nun, schimpflich genug, die Flucht ergriff, zog sich auch das gespenstige Paar wieder in die Steinlaube zurück. Sie sprachen zusammen flüsternd:

„Wer war der Mensch?"

„Daudowich."

„Warum erschrack er so heftig?"

„Gespensterfurcht."

„Hat der Gefährliche diese schwache Seite?"

„Wie wir sehen. Indessen hat diese Furcht, die, wie ich erfuhr, von Trabanten und Gesinde getheilt wird, viel Gutes für unsere Plane."

„Ich hatte, indem ich Sie begleite, und im Gespräch vertieft, vergessen, daß wir hier wieder in der Nähe von Menschen sind. Meine Unvorsichtigkeit hätte uns verrathen können."

„Nicht doch, mein Freund. Die Markgräfin, besorgt für ihres theuern Sohnes Sicherheit, hat von ihrem eigenen Hause die Trabantenwache entfernt, um sie in der Umgebung der Kastellanei aufstellen zu lassen, weil sich Se. Durchlaucht die Wache an der Pforte des Hauses verbeten. Diese Maßregel erlaubte mir, allein und unbemerkt zu so später Stunde das Schloß zu verlassen, um Euch aufzusuchen, an dem Orte, den mir Euer Wink bezeichnet hat. — Welche Gelegenheit böte sich jetzo, heute noch, zur gänzlichen Erfüllung unserer Absicht dar! Er hier, schlafend in der Nähe des Verderbens! in dessen Klauen, wenn wir nur wollen! Vor unserm Anblick fliehen, gleich jenem Schurken, alle Wachen in's Weite. Die verschlossene Thüre

öffnet dieser Hauptschlüssel, den ich vor langer Zeit mir zu verschaffen wußte. Die Kastellanin zittert und schweigt vor jedem Geräusche. Ihr geht zu ihm; Ihr vollendet's!...."

„Welch' ungeheurer Plan eines leidenschaftlichen Weibes! ....."

„Aber, Ihr wollt ja nicht! Ihr versagt Euern Beistand! Ihr wollt zögern, und ich — so blutig, so sehr ich ihn hasse, ich bin ja doch nur ein Weib!" —

„Mich friert neben Ihnen. Gute Nacht, mein Fräulein. Ich muß mit Gott reden, damit Er meine Seele bestimme. Sein Fingerzeig hat mich entwaffnet; vielleicht bewahrt mich die Wiederholung seines Begehrens: sein erneuerter Ruf!" —

Viertes Kapitel.

„Das eigene Herz ist der gefährlichste Feind."

Es schlug auf dem Thurme des Schlosses acht Uhr, als Helene, von der zärtlichsten Freundin Margarethe mit Tüchern und Schleiern gegen den unangenehmen Nebel des Gewittermorgens geschützt, von einem einzigen hintenaufsitzenden Bedienten begleitet, in einem Wagen der Fürstin nach dem Winterschlosse abfuhr. Obgleich die Gegend, die das schnell rollende Fuhrwerk durchschnitt, dem Fräulein eine fremde, nie gesehene war, die sich in einer gar seltsamen nebelfalben Beleuchtung darstellte, so gab die Reisende, in ihre Gewänder tief eingehüllt, weniger auf die Gegend acht, als auf ihre eigenen Gedanken. — „Lebe wohl," hatte ihr die Eberstein beim Scheiden gesagt. „Lebe

wohl, Du mein bestes unschuldiges Herz! Du lässest mich in einem Kerker der Unruhe zurück, worinnen mich nur der Gedanke an Deine Liebe zu trösten vermag. Denke meiner mit gleicher Liebe, entledige Dich pünktlich Deines Auftrags, und kehre bald zurück, wann die Luft rein geworden seyn wird!"

Helene überlegte den Sinn dieser Worte, gedachte des Ausdrucks, womit sie gesprochen wurden, und der räthselhaften, welche Margarethen's Lebewohl beschlossen: „Vergiß nicht, auf den Psalm zu horchen, und ein Vaterunser zu beten, wenn Du am See des Schloßgartens vorübergehst!" — „Thue mir's zu Trost und Liebe!" hatte die Eberstein mit fast erstickter Stimme hinzugefügt, und bei diesen Worten, bei dem Kuß, der sie begleitete, war sogar etwas in Margarethens Augen aufgegangen, daß einer Thräne ähnlich sah. — Dieser Schimmer eines menschlichen Gefühls in dem finstern, starren Auge, hatte Helene mächtig erschüttert. Die Eberstein schien ihr dadurch erst geboren zu werden. Endlich ein Zeichen inniger Bewegung, das der Stein gab. Margarethens Liebe zn Helena schien selbst dieser Letztern mehr das wilde Sehnen eines tobenden Herzens, das sich in den Fluthen einer stürmischen Leidenschaft zerstreuen will, als die edle Freundschaft, die das Gemüth überhaupt schöner ahnt, als sie der Mensch im Leben findet. Helene hatte oft gebebt in den Umarmungen der Eberstein; sie glichen nur dem von Grabesgestalten erborgten sinnlichen Leben; unwillkürlich dachte Helene dabei an ein Opfer, und dieses Opfer glaubte s i e zu seyn. Und nun auf einmal jene Thräne! Helene bat der Freundin, ob sie wohl deren Geheimnisse nicht begriff, in ihrem Gewissen den Verdacht ab, den sie, der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft ungeachtet, gegen sie gehegt; womit sie auf dem Punkte gewesen war, von ihr zu scheiden. Helene hatte wohl bemerkt, wie Mar-

garethe sich noch zu später Nachtzeit entfernte; sie war aufgestanden, und hatte das Fräulein über den Hof gehen und unter den Bäumen des Parks verschwinden gesehen; sie hörte sie später zurückkehren, in aller Stille ihr Zimmer verschließen, an der Thüre horchen, ob die Nachbarin auch wohl schlummere, und hatte sich schlafend gestellt; hatte am Morgen strenge über die nächtlichen Bemerkungen geschwiegen, obgleich ihr Herz ungeduldig der Lösung so vieler unbegreiflichen Dinge entgegen schlug. Margarethe sprach mit tiefer Verachtung von den Männern, und der Liebe zwischen Mann und Weib; sie brach unerbittlich den Stab über diejenigen Frauen, denen der Leumund der Welt eine entschiedene Neigung zum andern Geschlecht Schuld gab. Helene konnte es daher nicht über sich gewinnen, dem nächtlichen Ausgange ihrer Freundin eine sittenwidrige Deutung unterzulegen; ihr keusches Gemüth, ihre reine Seele ahnte kaum das Verderbniß. Aber beengend, schreckend blieb die Vorstellung in ihrem Kopfe haften: Margarethe hege unerlaubte, gefährliche Geheimnisse, und werde sich unglücklich machen. Die Thräne beim Abschiede jedoch hatte Alles gut gemacht, und je höher die Sonne stieg, und je kräftiger sie den Nebel des Himmels niederdrückte, je heiterer wurde es in Helenens Brust, je unbefangener gab sie sich den Eindrücken des Tages hin.

Der Wagen war schon seit geraumer Zeit langsam gefahren, weil der Weg an einem ziemlich steilen Hügel hinlief, besäumt von einer wildüppigen Ginsterhecke, und einem dahinterverborgenen Abgrund, der sich unten in ein liebliches Thal entfaltete, mit silbern bewässerten Matten, mit traulichen Dörfern und einer Einfassung von romantischen, violetblauen Waldgebirgen. Auf der äußersten Höhe des Hügels stand, von der Zeit schräg nach dem Abgrund zu eingesunken, ein Bildstock der Jungfrau Maria, von

Kränzen umflattert, welche gutmüthige Einfalt, die Frömmigkeit der Fröhlichen, und der Aberglaube der Heuchler daran aufgehängt hatten. Vor diesem Bilde, den Rücken gegen den Wagen gekehrt, kniete ein Mann in einen großen grauen Sommermantel gehüllt, und Helene hörte, wie der Kutscher zu dem neben her gehenden Lakaien sagte: „Sieh doch, Ludwig, den gottesfürchtigen Mann, der den hochwürdigen Herrn Dechant wieder zum Leben gebetet hat!"

Helene beugte sich aus dem Wagen; sah, wie Leodegar vom Boden aufstand, sich gegen sie wendete, — wie betroffen seinen Hut abnahm, verlegen grüßend. Sein Anblick war für das Fräulein dieses Morgens schönster Sonnenstrahl.

„Herr Leodegar!" rief Helene verwundert. „Sie hier? eine Stunde von dem Schlosse der Fürstin entfernt? Was führt Sie auf diese einsame Höhe?"

„Der Weg des Lebens;" erwiederte Leodegar, in dessen Miene dießmal etwas Offenes lag; eine Begeisterung, die sein Gesicht mit Muthes-Röthe überkleidete. „Seine Durchlaucht beschieden mich auf morgen nach dem Winterschlosse; da jedoch Jehu bei ihr weilt, so war es besser, ich ging heute schon."

„Jehu?" fragte Helene, nicht begreifend, und bat, da Leodegar schwieg, denselben, im Wagen seinen Platz zu nehmen, und mit ihr die Reise fortzusetzen. Leodegar nahm den Vorschlag alsobald an.

„Sie versetzen mich in den Himmel," sagte er mit ernstem Lächeln; „ich will Ihnen keine Schmeichelei damit sagen, aber die Sache hat ihre Richtigkeit. — Sie sind ein Engel, mein Fräulein."

Helene verstummte in ängstlicher Bangigkeit bei dieser unerwarteten Anrede.

„Ein Engel," fuhr Leodegar fort; „ein Wesen, wie es, doppelgestaltig, hienieden im irdischen Leibe, — jenseits im ewigen Strahlenglanze, am Throne des Herrn steht, ein Verkündiger seiner Macht und Gnade."

„Mein Herr," — stammelte das Fräulein in äußerster Verlegenheit, und verwünschte beinahe die Höflichkeit, womit es den Sonderling zu seinem Nachbar gemacht.

Leodegar bemerkte Helenens Angst, und beeilte sich, sie zu beruhigen.

„Fürchten Sie nichts;" sagte er sehr milde. „Ich bin nicht der Feind, nicht der Versucher. Ich kämpfe selbst gegen die Versuchung, und ihre Nähe soll meine Kraft heiligen und stählen."

„Ich bin keine Heilige;" versetzte mit demüthigem Vorwurf das Fräulein. Leodegar versetzte rasch:

„Mehr als das, Helene Am Steig! Sie sind die über jeden Kampf erhabene Unschuld. Auch ich bin rein, auch mein Sinn ist keusch, auch meine Seele ist schuldlos; aber die Sünde wagt es, mir zu nahen, und bietet mir die Scharlachtraube des Bluts, während Ihnen die Seraphim, Ihre Brüder, nur der Tugend Silberlinie als Erkennungszeichen bieten. — Sie schweigen? blicken mir fragend in's Auge? Die Scene des gestrigen Tages steht vor Ihnen, wo ich die blutigen Beeren darbot? Ach! ich gab sie nur zurück! Gestern brach sich der Bann des Bösen an der herrlichern Macht, und wenn auch heute der Versucher an jenem Mutterbilde zu mir trat, so hat ihn doch meine Frage an die Zukunft bezwungen, und Ihr Erscheinen den Dämon in den Staub geschmettert."

„Sind Sie sich wohl bewußt," fragte er ernsthaft nach einer Pause, „daß Sie heute schon einen Menschen gerettet haben? durch Ihr Kommen allein, wie einst im heidnischen Rom die Vestalin, und im christlichen Rom noch jetzo

der Cardinal den Verbrecher vom Tode befreit? O der wunderbaren Kraft, die sich in der Weltschöpfung, wo Alles Gott ist, kund gibt, schlummernd in den Werkzeugen, die das Rechte vollbringen, ohne es zu ahnen!"

„Schonen Sie meiner!" bat, beinahe durch Thränen lächelnd, mit gefalteten Händen, das Fräulein. „Wahrhaftig ich will nicht glücklich werden, wenn ich Sie verstehe."

Leodegar sprach wie in einer Verzückung weiter: „Wie unendlich klar und weise ist Deine Unschuld und Einfalt, gottgeliebtes Mädchen! Wie beruhigend für mich Deine Sendung! Während ich mit dem Versucher ringe, der mich an ein, wie im Traume geleistetes Gelübde mahnt, falsch und tückisch, wie er immer ist, — während er eine schwere Sünde von mir verlangt, unwiderruflich begehrt, — während meine geängstete Seele zum Allbarmherzigen die Bitte sendet: Er möge hier entscheiden, und mir einen seiner Engel sichtlich senden, wie einst dem Patriarchen, wenn ich inne halten solle in der That, — während dessen erscheinst Du, — und der Herr hat gesprochen, und meine Seele ist gesundet! . . ."

„Doch genug," fügte er bei, „von der Sünde, in Deiner Gegewart, Du Reine, in deren Augen der Himmel ist. Sie ist überwunden; aber ich fürchte es; . . . schon naht eine Andere, mir den Kampf anzubieten, damit ich nimmer raste. Werde Du meine Verbündete, Helene! hilf Du mir mit Schwesterliebe gegen die Feindin!"

„Spotten Sie meiner?" fragte Helene mit Sanftmuth. „Man nennt Sie einen Seher und Liebling des Himmels. Wie käme mir es zu, — mir, die nicht versteht, was Ihre prophetischen Worte deuten, — Ihnen beizustehen, dem alle Waffen gehören? zeigen Sie mir den Weg zur Seligkeit! ich vertraue Ihnen lieber, als allen Menschen, so viel

Ehrfurcht empfinde ich vor Ihrer Rede und Ihrer Frömmigkeit! Gelehrter Herr! Mein sehnlicher Wunsch wäre, einst dem Kloster anzugehören. Wären Sie ein Bischof, mit Freuden wollte ich von Ihren Händen den Schleier nehmen!" —

„So unwürdig ich bin, die Weihen der Kirche zu tragen," versetzte Leodegar ernsthaft, „so sind Sie zu vollkommen, um sich in dem Kleide der Buße verbergen zu müssen. Bleiben Sie der Welt, daß diese sich an der Seltenen erbaue!"

„Läugnen Sie den Vorzug eines gottgeweihten Altarlebens?" —

„Nein, mein Fräulein. Ein Diener des Altars zu seyn, ist ein erhabenes Loos! Dazustehen vor der Welt, im Ehrenkleide der Unschuld und des Herrn, ist ein beneidenswerther Vorzug, und der Tempelschänder, der die Priesterrechte mit Füßen tritt, erregt meinen Haß, bewaffnet meinen Arm — wenn es seyn muß — mit Fackel und Dolch — wenn nicht ein Engel Gottes mir befiehlt, die Waffen abzulegen. — Sie jedoch, Helene, verdienen auch die Freuden dieser Welt zu genießen, dieser engen, doch paradiesischen Welt, die aber auch nur vor dem Demüthigen und Fleckenlosen ein Paradies bleibt."

„Ich bin wohl fromm, und habe nie etwas Uebles gethan;" erwiederte Helene. „Wie mache ich's aber, um nicht böse zu werden? Wer wird mir dazu helfen?"

„Ich; wenn Sie anders meinen Rath nicht verschmähen!" rief Leodegar mit Wärme.

„Nun?"

„Fliehen Sie den Hof der Gewaltigen," fuhr er fort, „und, wenn Ihre Verhältnisse dieses nicht erlauben, so panzern Sie Ihre Brust gegen Verführung, bis ein Be-

schützer Sie aus den Reihen der Gewissenlosen nimmt, von denen Sie jetzt umgeben sind."

„Ein Beschützer? Welcher fände sich für mich armes Mädchen?" —

„Der geborene Schützer des Weibes, der Mann, der Liebende, der Erkohrne, der Bräutigam, der Gatte."

Helenens Gesicht wurde Purpur. — „O .... was sagen Sie?" stotterte sie.

„War ich je der prophetischen Gabe Besitzer, so war ich's in diesem Augenblicke!" sprach Leodegar. „Deine Schönheit — die zarte Liebe, die in Deiner Brust schlummern muß, rechtfertigt, was ich sage. Wahrlich, ich sage Dir, Du hast Anspruch auf die Wonne dieses Lebens, auf die Freuden der Mutter! Wohl Dir, wenn Du einst, fern von Jehu's Pallästen, in traulichem Hause waltest, als Herrin, als Gärtnerin in dem Garten eines liebevollen Gemahls, der keine schönern Pflanzen kennen wird, als Dich und Deine Kinder. Stirb dann den Tod des stillen Veilchens an stiller, treuer Brust! Du hast dann mehr gelebt, als alle Fürsten der Welt; mehr als wir, die nur die Mühen tragen hier, und eine ungestillte Sehnsucht nach Jenseits."

„Ist Ihr Loos so hart?" fragte Helene mitleidig, und von dem geheimen Gefühl erregt, das sie freud- und leidvoll in ihrem Innern empfand. „Ihr, dem Herrn, unserm Gott, so wohlgefälliges Leben wäre so traurig? Wer hält Sie ab, selbst zu genießen, was Sie mir so reizend schildern, und was ich in meiner Eltern Hause gefunden: die reine unwandelbare Liebe?"

Leodegar wurde finster, verzog den Mund bitter, und erwiederte:

„Ich trage keinen Namen auf der Erde; mein Loos heißt jedoch: Entsagung. Beten Sie für mich, daß ich dieß

Geschick erfülle! daß ich stark genug sey, mich zu erwehren gegen den süßen Zauber Ihrer Unschuld, wie gegen den gefährlichen Reiz .....“

Er schwieg plötzlich. Lebhafte Röthe trat auf sein Gesicht. Seine Augen schimmerten, und schienen nicht wahrzunehmen, wie Helenens Blicke vor ihnen zu Boden flogen. Nach einer langen Stille, während welcher Helene einige Male verlegen gehustet hatte, fuhr Leodegar mit veränderter Stimme fort:

„Der Rath, den ich Ihnen jetzo geben werde, verdient schnellere Berücksichtigung als der erste. Sie sind in übeln Händen. In Magdalena's Hause umarmt der Satan den Cherub. Lassen Sie von der Eberstein, da es noch Zeit ist.“

Helene erschrack heftig.

„Der Satan will sich an dem Cherub unschuldig saugen;“ fuhr Leodegar wärmer fort; „er will in Lilienarmen von seinem Aussatz genesen, aber seine vergiftete Brust wird selbst vom Oden der Heiligen nicht gesund werden. Engel, lasse von ihr, der Unreinen!“

„Woher wissen Sie . . .?“ fragte Helene. „Was sagen Sie? Erklären Sie mir....“

„Ich kann mich nicht deutlich erklären, wie der Buchstabe spricht, oder der Zeuge vor dem Richter:“ antwortete Leodegar mit ängstlichem Nachdruck. „Aber meine Empfindung, meine Ahnung.... ich schwöre es.... sie sind heilige Wahrheit! Kennen Sie nicht den geheimen Zug des Herzens, mein Fräulein, der Gleichgestimmte vereint, beim ersten Blick, wie der Blitz das Leben trennt?“

Helene erglühte. Sie verschwieg ängstlicher, als Leodegar sprach, die keusche Sehnsucht ihrer Brust. Leodegar redete ferner:

„Kennen Sie dagegen das gewitterschnelle Gefühl, —

nennen Sie es Haß? nennen Sie es Furcht? — das uns von Andern abstößt, die wir zum Erstenmale gesehen? O diese Furcht, diese Beklemmung, — dieser Haß, möcht' ich sagen — lebt in meinem Herzen, seit ich die Eberstein erblickt. Mir ist's gegeben, zuweilen in die Zukunft zu schauen, und gerade jetzo sehe ich hinein. Die Eberstein ist Ihr Unglück, wenn Sie dieselbe nicht fliehen auf immerdar."

Helene war von ihrem Entsetzen noch nicht zu sich gekommen, als der Wagen über einen gepflasterten Weg rollte. Die Erschütterung weckte sie auf. Die Pferde liefen aber einen steilen Abhang hinab in das Thor des Winterschlosses. Der Zwinger floh eilends vorüber, Brückengeländer und Graben schwankten vorbei: der innere Hof that sich groß und umfassend auf. Ein trostloser Anblick, winterlich selbst zur Sommerszeit, bot sich dar. Die weißgrauen Granitsteine des Pflasters, häufig von dürrem Gras und vergelbtem Moose überwachsen, stellten eine öde Fläche vor. Die Ställe und Lakaienwohnungen längs der Ringmauer waren einsam und leer. Im Hintergrunde des Hofs stand das Wohngebäude der Herrschaft; so alterthümlich, als das Sommerschloß freundlich, nnd italienisch-modern war. Thürme mit schregen Wendeltreppenfenstern ragten daran empor; hohe Schornsteine, steile Dächer und zinnengeschmückte Giebel krönten das Gebäude, von hundert Fenstern und vielen Pforten und Thürchen geschmückt. Schwerfällige Gitter schlossen zu beiden Seiten an das Schloß an, und eröffneten eine Aussicht in den Garten, voll hoher Bäume und still wuchernden Gesträuchs. Hof und Schloß von der Brücke an bis zu dem dunkeln Auffahrts-Schwibbogen, von den traurigfinstern, mit verrostetem Drahte überzogenen Kelleröffnungen, bis zu dem verlassenen Storchneste auf verwittertem Rade, der Krone des höchsten Thurms, gaben das vollendete Bild einer trüben Einsamkeit, melancholischer Ver-

lassenheit. Ein sonderbares Widerspiel zu dieser Einöde machten die Klänge einer tollen Musik, die aus dem ersten Stockwerke herabschallte, von übelstimmenden Instrumenten aufgeführt. Ein kräftiges Jauchzen, unterbrochen von Gläserklang, schallte einigemal dazwischen, und zum Altanfenster heraus geschahen mehrere Schüsse in's Blaue, von Gelächter begleitet. Helene war furchtsam in die Ecke des Wagens gesunken, und Leodegar schwieg ebenfalls überrascht. Der Kutscher murmelte ein brummiges: „Was ist denn nun da für ein Teufelslärm!" in den Bart, da der Wagen vor den Schwibbogen des Gebäudes rasselte, und der Diener auf dem Rückbrette ließ von seinem „Halloh" die Gewölbe ertönen. Das Gejauchze schwieg; plötzlich entstand oben ein Laufen und Rennen, wie von bösen Geistern. Schlüssel klirrten, Tritte kamen schwer und eilig die finstere Treppe hernieder; Gestalten leuchteten durch die Dämmerung der Pfortenflur, woran sich Helenens Augen erst gewöhnten: eine ansehnliche Frau mit breitem Gesichte und gemeinen Zügen, aber außerordentlich geputzt, den mächtigen Schlüsselring an der Seite, trat heran, und öffnete mit allen Zeichen großer Verlegenheit die Wagenthüre.

„Ihrer fürstlichen Gnaden Hofdame Excellenz!" rief ihr der Markgräfin Lakai barsch und die Backen voll nehmend entgegen: „Allerhöchste Sendung von Seiten Ihro Durchlaucht."

Die Kastellanin machte Knix auf Knix, und stammelte Helenen heraushelfend, eine Menge von Worten, denen nichts mangelte, als der Sinn.

„Welch einen Lärm gibt es denn hier, gute Frau?" fragte Leodegar.

Die Kastellanin, verlegener werdend, entgegnete: „Der Himmel und die allergnädigste Herrschaft verzeihen mir die Sünde und den Frevel. Ich ahnte nicht . . . ich wußte

nicht, daß Ew. Gnaden, im Namen unserer durchlauchtigsten Frau hier ankommen würden . . . und da heute die Hochzeit meiner Tochter gefeiert wird, so habe ich mich unterstanden, den großen Saal zum Morgen- und Mittagimbiß einzuräumen."

Helene versetzte ernsthaft: die Fürstin werde es sehr übel nehmen, daß man ihre Zimmer zum Schauplatz eines Schmauses gewählt.

„Ich weiß es;" sprach die Kastellanin schluchzend. „Ich bin verloren, wenn Ew. Excellenz mich angeben wollen. Das strengste Verbot der Allerdurchlauchtigsten ist's was ich übertreten habe. Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle! Dieses Hochzeitsfest bringt mich an den Bettelstab!" —

Leodegar nahm Abschied von Helene, dankte für ihre Güte, und wendete sich zu dem Kaplan des Schlosses, der, sehr alt und gebeugt, aber vom Frühstücksweine munter, schwankend die Treppen herunter stieg. Während Leodegar dessen Bekanntschaft zu machen suchte, ging Helene an der Kastellanin Seite, umgeben von einem Schwarme neugieriger Gäste, in das obere Stockwerk. Das Innere des Schlosses war um Vieles freundlicher, als die Außenseite. Doch war die darin herrschende Pracht veraltet, und der Bequemlichkeit nicht viel zu haben. Hie und da standen in den Gängen gaffende Hochzeitsgäste, aus der Classe des niedern bürgerlichen Standes, und in dem offenstehenden großen Saale, woraus man eben eiligst die Tafelreste schaffte, hatte sich ein Trüppchen von geputzten Leuten in eine Ecke gedrängt. Mehrere junge Weibspersonen, mit glänzenden Miedern und grünen Kränzen: mehrere junge Leute in grünen Röcken, Hirschfänger an der Seite, und Hut nnd Büchse in Händen. Einer von ihnen, ein langer und robuster Mensch, mit lebhaft gefärbten Wangen, hellen grauen Augen

und starkblonden Haaren, trug einen gewaltigen Blumenstrauß im Knopfloch, der ihn als Bräutigam beurkundete.

„Das ist der Unterförster Steinsatz, mein Schwiegersohn!" sagte die Kastellanin mit demüthiger Verbeugung, und der Jäger fügte einen ungeschickten Bückling hinzu. — Helene, ohne sich lange bei ihm zu verweilen, fragte nach der Braut. Das Mädchen hatte sich verschämt hinter ihre Kranzjungfrauen versteckt, und trat nur auf wiederholtes Bitten hervor: ein schmales, blaß aussehendes Geschöpf, schon über die Jahre der Blüthe hinaus, und blöde zum Umsinken.

„Welche Furcht, mein Kind?" sagte Helene, sie ermuthigend: „Sey lebhaft und freimüthig und unverzagt, denn um Deinetwillen könnte es wohl geschehen, daß Ihre Durchlaucht die Markgräfin nichts von Eurem Vergehen gegen ihr Gebot erführe."

„Wenn Ew. Gnaden das wollten! . . ." rief die Kastellanin, plötzlich verklärt; auch die Mienen der Brautleute und Gäste erheiterten sich.

„Ich will Euern Leichtsinn verschweigen;" fuhr Helene fort: „wenn die Bedienten nicht plaudern....."

„Für die stehe ich!" erwiederte der Bräutigam: „wenn Ew. Gnaden erlauben, daß wir sie zum Schmause einladen, der im Freien fortgesetzt werden soll, so bürge ich für ihre Verschwiegenheit."

„Wohl;" sagte Helene: „doch unter einer Bedingung gebe ich das Wort für die Verheimlichung. Ich habe den kurzen Weg ohne Kammerdienerin gewagt, weil mir die gnädigste Frau Eure Tochter, Frau Kastellanin, zu dem Dienste während meines Hierseyns vorgeschlagen. Ich wünsche nun zwar nicht, daß das Fest gestört werde, aber . . ."

„Wie Ihre Durchlaucht, wie Ew. Gnaden befehlen!" unterbrach sie die Beschließerin: „Die Frau Markgräfin

haben vollkommen Recht gehabt. Wäre Alles gut gegangen, wäre schon vor einer Woche die Trauung gewesen. Da ist jedoch eine Laune meiner Tochter in's Mittel getreten, und ich habe wie immer, nachgegeben, und erst heute konnte etwas aus der Copulation werden. Unsere allergnädigste Frau hatte selbst den versäumten Tag bestimmt, und ich getraute mir nicht, Ihrer fürstlichen Gnaden zu berichten, daß er versäumt worden; hoffend, in aller Stille die Sache abzuthun; aber nun . . . freilich . . . Ew. Gnaden sollen jedoch nicht zu klagen haben. Verena soll ihren Dienst bei Ihnen verrichten, als ob sie schon seit einem Jahre Frau Steinsatz hieße. Wir können Ew. Gnaden nicht genug für Ihre Milde danken, und ich hoffe, mein Schwiegersohn wird gleicher Meinung mit mir seyn, da sein und mein Amt auf dem Spiele steht. Se. Excellenz, der Herr Marschall, sind ein jähzorniger Mann, der . . ."

Helene unterbrach mit einem Male die Schwätzerin mit dem Begehren, endlich aus der von Weindunst und Pulverdampf verderbten Atmosphäre nach einem andern Gemache geführt zu werden. Die Beschließerin raffte sich zusammen, und bat Helene ihr zu folgen. Auf einen Wink dieser Letztern blieben alle Uebrige zurück.

„Schließt mir das Zimmer mit den purpurrothen Ledertapeten im neuen Anbaue auf!" begehrte Helene.

Die Kastellanin stutzte mit einem Male, und sagte alsdann: „Ew. Gnaden! Wer Ihnen auch von dem Zimmer gesagt haben mag: das geht nicht an."

„Warum nicht?"

„Ohne ausdrücklichen Befehl der Frau Markgräfin darf ich das Zimmer Niemanden zu Verfügung stellen. Ueberdieß ist es öde, unfreundlich, und zur Andachtsstube Ihrer Durchlaucht bestimmt.

„Ganz recht, eigensinnige Frau!" versetzte Helene leb-

haft, da der Zufall ihre Wünsche begünstigte: „ich bin gesandt, um der Fürstin Oratorium neu und schön auszuschmücken; darum darf und muß ich auf der Oeffnung des gedachten Zimmers beharren, wenn ich schon keinen schriftlichen Befehl Ihrer Durchlaucht bei mir trage. Oder solltet Ihr im Ernste meinen Worten nicht glauben?“

„Allen Respekt vor Dero Reden …“ sagte die Kastellanin kopfschüttelnd; „wenn nur nicht ein Versehen …“

„Wohl;“ sprach Helene listig und leicht: „so will ich versuchen, ob Ihre Durchlaucht, in Bezug auf das Scandal, das ich hier erleben mußte, meinen Worten bessern Glauben schenken. Auf der Stelle soll mein Wagen wieder angespannt werden!“

Die Kastellanin wurde blaß. Sie zitterte; sie bat, um aller Himmelsmächte willen, sie nicht in's Unglück zu bringen. Sie sey bereit, Alles zu glauben, Alles zu thun, Alles zu befolgen, sogar auf der Stelle das Zimmer zu eröffnen, und Alles zu dessen Einrichtung anzuordnen, wie die Hofdame es befehlen würde.

Demzufolge begab sich Helene mit ihrer Führerin in den neuen Anbau an der Nordseite. Treppen, Gänge und Gemächer waren hier heller und freundlicher als im ältern Gebäude; die Verödung jedoch bemerklicher noch. Die Kastellanin stand endlich vor dem fraglichen Zimmer still, öffnete etwas zögernd die Thüre, und ließ Helene eintreten. Die Stube war geräumig, lang und schmal, von einer Reihe von Fenstern erleuchtet, wie eine Gallerie. Die Tapeten waren, wie Margarethe sie beschrieben; das Geräthe einfach. In einem in der Wand angebrachten Alkoven stand eine breite Bettstelle. Unfern von dem Cabinetchen befand sich der geräumige Kamin, verschlossen von dem schwerfälligen Schirm, worauf, nach dem schwärmerischen Geschmack der Besitzerin dieses Hauses, eine geflügelte Sanduhr, auf

einer Sense ruhend, abgebildet war. Helenen's erster Blick richtete sich auf diesen Kamin, und unwillkührlich fühlte ihre Hand nach der Stelle auf ihrer Brust, wo sie das Schreiben der Eberstein verborgen hatte. Der zweite Gegenstand, der sie beschäftigte, war eine kleine Treppe von drei bis vier Stufen, die, der Fensterreihe gegenüber, in ein anderes, benachbartes Gemach zu führen schien. Helene fragte nach demselben. Die Kastellanin, die Gefälligkeit selbst, eröffnete auch diese Pforte, alterthümlicher gebaut, als das Zimmer. Helene sah sich hier mit Verwunderung in einem hohen, viereckigen Gewölbe. Die Wände waren von grauem feuchtem Moder überkleidet; der Boden mit Ziegelsteinen gepflastert. Bis auf einige Schränke, war das Gemach leer, und erhielt sein Licht durch ein einziges Fenster, das in der sechs Schuhe dicken Mauer angebracht war. In der äußersten Höhe des Gewölbes waren einige runde Oeffnungen bemerkbar, mit gekreuzten Eisenstäben beschlagen, aber nicht des Himmels blaues Zelt blickte durch sie in das Gemach: trübe Finsterniß lag hinter den Gittern.

„Dieses Gewölbe,“ sagte die Kastellanin, welche den prüfenden Blicken Helenen's gefolgt war, „ist das zweite Geschoß der Seewarte, wie man den dicken viereckigen Thurm nennt, der gegen Norden steht. Er war von Anbeginn dazu bestimmt, die Habe der Besitzer dieses Schlosses vor Feuersgefahr und Räubern sicher zu stellen. Diese Bestimmung ist auch unverändert dieselbe geblieben. Man trägt sich mit allerlei Sagen von diesem Thurme, die meine Tochter Verena vollkommen weiß, und Ew. Gnaden einmal erzählen mag. Hieher gehört indessen bloß, daß wir von hier aus durch jene kleine gelbe Pforte in das bisherige Oratorium unserer allergnädigsten Frau Markgräfin gelangen, welches sie jedoch, weil es finster und feucht gelegen, gegen die rothe Stube zu vertauschen gesonnen.“

Auch die gelbe Thüre entriegelte sich, und Helene stand in dem klösterlichen Andachtzimmer der Fürstin. Es war im Geschmack der Waldeinsiedelei eingerichtet: dürftig und klein. Die Behänge des Altars, des Betschemels, die Gewänder der lebensgroßen Bilder der heiligen Familie, der Büßerin, die auch hier nicht fehlten, waren von dem Schimmel, der sich in diesem feuchten Winkel allenthalben ansetzte, in den traurigsten Zustand gebracht worden. Das Ordnung liebende Fräulein sah augenblicklich die Nothwendigkeit ein, diese geheiligten Gegenstände und die kostbare Gesundheit der, oft in diesem Oratorio verweilenden Fürstin vor dem Untergang zu retten, und zurückdenkend an den reinlichen Glanz ihres Klosters, versprach sich Helene mit der neuen, ihrer Sorgfalt übertragenen Schöpfung, bei der erhabenen Pflegerin Ehre einzulegen.

Nachdem sie der Kastellanin Befehl gegeben, aus den Vorräthen des Schlosses die nöthigen Linnen und Zeuge herbeizuschaffen, begab sie sich in die rothe Stube zurück, und ruhte, in einen weiten Armstuhl geworfen, von den Beschwerlichkeit der Fahrt und der Wanderung durch das Schloß, aus. Nachdem die Kastellanin, mit dem Versprechen bald wiederzukehren, hinausgegangen, eilte Helene auf den Kamin zu; aber . . . . der Schirm war, mittelst eines Schlosses fest gemacht, nicht von der Stelle zu bewegen. Dieses Hinderniß machte das Fräulein verdrüßlich. Es horchte an den Ritzen des Schirms. Oben im Schlot war Alles ruhig. Kein Laut störte die Stille; und von diesem Lauschen, mit innegehaltenem Athem und pochender Brust, unheimlich angeregt, flüchtete sich Helene wieder in ihren Stuhl. Nun traten vor ihre Sinne all' die räthselhaften Worte, welche die Eberstein zu ihr gesprochen, die wunderlichen Aufträge, die sie ihr gegeben, die Bemerkungen, die Leodegar gemacht, die geheimnißvollen Rathschläge, die er

ihr ertheilt. Vor ihrer leicht erregten Einbildungskraft tauchten abenteuerliche Vorstellungen auf und nieder, und ein Blick, den sie von ungefähr nach dem Gewölbe warf, das offen geblieben war, und die Aussicht auf das ebenfalls offen stehende Oratorium der Fürstin erlaubte, hätte sie beinahe furchtsam gemacht, allein in diesem Gemache zu bleiben. Schon stand sie auf, schon wollte sie gehen, als sich Schritte hören ließen, und Verena mit einigen Mägden hereintrat, für die Hofdame den Mittagstisch zu rüsten.

„Meine Mutter läßt sich bei Ew. Gnaden entschuldigen," sagte die junge Frau mit kaum hörbarer Stimme: „sie wird sich Nachmittags mit den verlangten Sachen einstellen, die zum Theile aus dem Städtchen, eine Viertelstunde von hier, geholt werden müssen, und deren Anschaffung sie selbst besorgen will. Indessen gibt sie sich die Ehre, Ew. Gnaden mit dem Mittagsmahle zu bedienen."

„Erwünscht;" versetzte Helene, „gleichwohl ist mir's unlieb, daß Deine Mutter mir ihre Gesellschaft bei Tische entzieht."

„Wenn ich die Ehre haben dürfte, sie zu ersetzen...." erwiederte Verena äußerst schüchtern.

„Gar gerne, Verena; aber einer Braut ist nicht zuzumuthen, daß sie am Ehrentage den Bräutigam und die Gäste verlasse."

Verena schüttelte den Kopf, und sagte mit einiger Bekümmerniß: „Der Dienst geht vor der Freude, Ew. Gnaden. Mein Herbold ist just vom Amte nach dem zwei Stunden weit entfernten Reviere geschickt worden, um eine Bande von Holzfrevlern aufzuheben, denen man schon lange vergebens auf den Fersen saß. Vor einer Minute ist er mit der Streife fort. Das Fest ist aus, und ich bin ganz zu Dero Befehl."

„Ach, Du armes Försterweibchen!" klagte Helene, und

lud dann die Blöde ein, sich zu setzen, und Theil am Mahle zu nehmen. Nach manchen Wiederholungen der Einladung nahm endlich Verena ein Eckchen des Stuhles ein, berührte jedoch die Speisen nicht im Geringsten, und nicht den Wein, den ihr die Hofdame bot. Helene, — während sie die junge Frau bemitleidete, einen Mann zu haben, der dem Joch des Dienstes immer unterliege, und bei'm Ausgang gar oft nicht gewiß sey, ob er wieder heimkehren werde, lebendig, gesund und mit geraden Gliedern, — bemerkte, daß Verena kaum auf ihre Worte hörte, sondern wie auf einem glühenden Stuhle saß, die Augen lebhaft und scheu herumschweifen ließ, und öfters die Farbe wechselte.

„An all' dem Unglücke Deines Hochzeittags," schloß die Dame lächelnd und mit erhöhter Stimme, „ist nur Dein Eigensinn schuld, liebes Weibchen. Hättest Du zugegeben, daß er vor acht Tagen gefeiert worden ...."

„Ach Jesus nein!" unterbrach sie Verena schnell und heftig: „Heut vor acht Tagen war der fünfzehnte des Monats, und Gott bewahre, daß ich mich an demselben Tage verheirathet hätte!"

„Der fünfzehnte? Wie so, meine kleine Frau?"

„Er ist ein böser Tag;" versetzte Verena gemäßigter.

„Sagt's der Kalender? oder .... ?"

„Es ist mir schon oft am fünfzehnten Unangenehmes begegnet;" sagte Verena wieder ganz gelassen: „ich traue ihm nicht." —

In dem Gewölbe geschah ein starker Schlag. Helene sprang erschrocken auf, eilte dahin, und fand, daß die Zugluft durch die geöffneten Fenster die schwere Thüre des Oratoriums zugeworfen. Sie kam beruhigt zurück. Verena, vor Schrecken unbeweglich auf ihrem Stuhle, starrte mit Augen, verlöschenden Kohlen gleich, das Fräulein an.

„Ei, Frau Försterin!" rief Helene mit gezwungenem

Lächeln, obgleich ängstlich bewegt ob Verena's Aussehen: „Sie ist nicht herzhaft genug für Ihren Stand. Kann ein Windstoß Sie so heftig erschrecken?"

„Nehmen es Ew. Gnaden nicht übel;" antwortete Verena, nachdem sie sich umgesehen, ob auch Niemand weiter im Zimmer sey: „ich bin schwächlicher Natur. 's ist viel, daß der liebe Gott mir nur das Leben gefristet, denn ich kam beinahe ohne Lebenszeichen zur Welt. Darum greift mich jedoch Alles an, wie einen Kranken. Da ich nun überdieß noch weiß, welche Gerüchte von Alters her von diesem Thurme im Umlauf gewesen, und noch sind..."

„Deine Mutter sagte mir..." äußerte Helene neugierig. „Ich ahne hier einen willkommnen Zeitvertreib. Trinke diesen Becher aus! ich befehle es Dir, Furchtsame, und erzähle dann frisch und freudig, was Du weißt."

Verena, die der Erzählung nicht ausweichen konnte, trank, im Widerspruch mit ihrer frühern Ziererei den Wein aus, rückte ihren Stuhl näher an den des Fräuleins, und hob etwas muthiger, denn zuvor, an:

„Ew. Gnaden müssen wissen, daß vor grauen Jahren am Platze dieses Schlosses ein großer See gewesen, der das ganze Thal eingenommen, und all' die Waldströme aufgefangen, die sich von den Felsen heutzutage noch herniederstürzen in den Fluß. Da ist ein Graf, weit über'm Meer von seiner Insel weggefahren, um Abentheuer aufzusuchen, und, nachdem er die Meereswellen beschifft, ist er einen großen Fluß aufwärts gefahren, durch schöne Waldgebirge, an fröhlichen Feldern vorbei, und vorüber an reichen Städten und lustigen Dörfern. Aber in all' diesen Bergen und Geländen, diesen Städten und Dörfern gefiel es dem Grafen nicht, denn er war jung und wählig, und hoffte immer noch, das Paradies zu finden, wie man es in der heiligen Schrift beschrieben finden soll. Je weiter er nun fuhr, je

größer wurde sein Verlangen und seine Unzufriedenheit. Endlich trug ihn der Fluß auch in dieses Thal, das dazumal, wie schon gesagt, ein See war, durch welchen der Fluß dahinging, wie ein Fremder. Und auch der Graf wäre wieder wie ein Fremder hindurchgefahren, denn es gefiel ihm auch in diesen Bergen nicht. Da geschah es, daß eine schöne Wasserrose, die auf der Fläche des Spiegels schwamm, sein Verlangen reizte. Er wollte sie pflücken, um damit sein Schiff zu schmücken. Wie er jedoch nach der Seite zu gefahren war, wo die Rose schwamm, stand plötzlich sein Kahn still, und ging nicht weiter, und rührte sich nicht; der Graf mochte das Ruder führen, oder das Segel aufziehen. Was ihm eine Weile hindurch ein Räthsel war, das erklärte sich ihm bald. Es rauschte auf im Wasser, und ein spiegelglattes Weib mit einem schönen Schlangenleib und wunderschönen weißen Armen richtete sich aus dem See empor, schaute in das Schiff, langte nach dem Grafen, und sagte zu ihm: „Komm hinab mit mir, Du holder Knab'! Unten ist's schöner, als oben in der Sonne! Ich liebe Dich, ich lasse Dich nicht, und meine Knechte mit den grünen Haaren halten Dein Schiff und lassen es auch nicht von dannen!" — Der Graf entsetzte sich, sträubte sich aber wider das Ansuchen der Fürstin vom See, und wollte nicht zu ihr hinab, weil ihm plötzlich das Heimweh ankam nach dem Vaterlande, das er vordem mit gleichgültigen Augen betrachtet hatte. Die Wasserfrau schmeichelte und bat; dann weinte sie, daß es fast des Grafen Herz gerührt hätte; dann wurde sie böse und drohte, und endlich fuhr sie zürnend in die Fluthen zurück, daß der Graf meinte, sein Kahn müsse zu Grunde gehen. Keineswegs jedoch."

„Das Schiff blieb unbeweglich," fuhr Verena fort, „und die grünhaarigen Knechte, die manchmal zähnefletschend aus dem Wasser blickten, hielten das Schifflein mit uner-

müdeter Hand. Die Nacht kam, und der Morgen kam, der Thau, der Nebel, der Regen und der Sonnenbrand, und der Winter mit dem Eise, und der Frühling, der die Erde wieder frei macht. Aber den Grafen machte er nicht frei, und viele Sonnen und Monde waren über dessen Scheitel weggezogen, und hatten seinen Entschluß nach und nach erschüttert. Die Nahrung war ihm ausgegangen, und am Ufer nickten aufstrebende Blüthen, und am Himmel zogen freie Vögel, und unfern vom Kahn lief der freie Fluß dahin, und murmelte: „Wärst Du nur nicht von meiner Straße in den See gegangen — Du wärest ungebunden, wie ich!" und nur er allein, der junge Graf, der darnach dürstete, frei zu seyn, wie die Blüthe und der Vogel, und der Fluß, nur er allein war gefangen: da legte sich sein Starrsinn. Hungers wollte er nicht sterben; eben so wenig begehrte er, sein junges Leben selber sich zu rauben, und dachte am Ende: „besser ist's, im grünen Wasserschlosse frei zu seyn, als oben ein Gebundener." Er rief die Wasserfey, und die Liebende kam, und zog ihn freudig in ihr schönes Schloß hinunter. Da haben sie nun lange gelebt, wie es heißt. Darauf ist dem Grafen wieder eine Sehnsucht nach der Oberfläche gekommen, und seinen Bitten nachgebend, hat die Wasserfrau diesen Thurm aus dem Grunde wachsen lassen, aus welchem der Graf die Ferne sehen konnte, und die Gestirne und die Zeiten des Jahrs. Hierauf verlangte er einen Garten um den Thurm, und die liebeblinde Gattin gewährte ihm es. Alsdann forderte er Felder und Weinberge: Alles geschah. Die Wasserfürstin machte ihren See immer kleiner, bis er zu einem Teiche einschrumpfte, der noch im Garten zu schauen ist. Als der listige Graf es so weit gebracht hatte, und den Fluß weit aus den Gränzen des See's ausgeschlossen sah, so benutzte er eine Vollmondsnacht, eine von den dreien, welche die Wasserfrauen unter

ihrem grünhaarigen Volke zuzubringen genöthigt sind. Er entwischte bei Nacht aus dem Thurme, schleppte seinen Kahn, der im Gewölbe lag, mit unsäglicher Mühe an des Flusses Strand, nahm das Ruder, und fuhr wohlgemuth von dannen. Der dankbare Fluß trug ihn schnell abwärts, und noch waren die drei Vollmondsnächte nicht herum, so landete der Graf an seiner Heimathinsel, wo er sich bald darauf verehlichte und in Freuden lebte. Die Wasserleute lassen aber ihre Tücke nicht. Der Graf fiel einmals, auf einer Entenjagd begriffen, unversehens in einen See seiner Insel, und der Nix jenes Wassers, ein Verbündeter der Wasserfey, hielt ihn fest, nahm ihm das Leben, und sendete ihn auf unterirdischen Kanälen in den Teich, der von dem See der Wasserfürstin übrig geblieben war. Felsstücke wurden auf seinen Körper gewälzt, und das Volk sieht in dem Steinbilde, das in jenem Weiher liegt, die Riesengestalt des Ahnherrn jenes Hauses. Die Wasserfrau soll aber häufig in diesem Thurme spukend umherwandeln, und die Untreue des geliebten Mannes wie seinen Tod, beweinen. Viele Leute, — worunter ich selbst, Ew. Gnaden — haben manches Mal, zur Tag- und Nachtzeit, von der Höhe des Thurms einen Gesang vernommen, klagend, lieblich und fromm, als ob ein Psalm gesungen würde. Das ist die Klage der untröstlichen Wasserfrau; sie wird dauern, meint man, bis die letzte Grundfeste dieses Thurms vom Erdboden verschwunden seyn wird."

Helene, die Worte der Eberstein und Verena's zusammenhaltend, glaubte eine schlaue List in den Letztern zu entdecken. Sie lenkte daher lächelnd ihr Behagen über die mitgetheilte Sage zu erkennen gebend, das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

„Wie gut Sie sich ausdrückt, Frau Steinsatz!" sagte sie belobend. „Sie hat Ihre Erzählung so gut vorgebracht,

als man sie nur der Markgräfin vortragen könnte. Ich wette, Sie mußte dieses Letztere schon einmal thun, und der Kaplan hat Ihr die Worte, die Sie auswendig lernte, so gut gesetzt. Gestehe Sie nur."

„Ew. Gnaden verzeihen;" sagte Verena ohne Befangenheit; „Ihre Durchlaucht begehren nie, von ähnlichen Historien zu hören, und ich bin zu schlecht, um nur vor Ihrer fürstlichen Gnaden den Mund aufzuthun. Wenn ich jedoch gelernt habe, mich ein wenig besser auszudrücken, als meine Schulgefährtinnen im Stande sind, so verdanke ich's lediglich dem Hochwohlgebornen Fräulein von Eberstein."

„Von Eberstein?" wiederholte Helene rasch, und übersah somit, daß Verena ihrer Rede Schluß mit einem kaum merklichen Seufzer begleitet hatte.

„Ja, Ew. Gnaden;" fuhr Verena leise und mit niedergeschlagenen Augen fort; „das hochedle Fräulein haben immer eine besondere Güte für mich gehabt, und sich die Muße genommen, mich in Diesem und Jenem zu belehren. Ich war ein unwissendes Mädchen, von beinahe sechzehn Jahren, als das Fräulein zu dem Hofstaat der Frau Markgräfin kam. Man nannte die neue Hofdame insgemein nur die schöne Heilige vom Wald, weil in jener Wallfahrtskapelle ein Bild der heiligen Sophia hängt, — so schön, so weiß und herrlich, wie damals das Fräulein von Eberstein gewesen. Einstmals stehe ich am Brunnen, und glotze recht unverständig das Fräulein an, das vorüberging; da bleibt sie stehen, neigt sich gegen mich, und sagt: „Was siehst Du an mir, meine Tochter? Du könntest Besseres thun, als mich angaffen." Ich wurde blutroth. Da faßte sie mich beim Kinn, ermunterte mich, und sagte: „Du bist wohl nicht ganz so albern, wie die andern Hofmägde. Komm zu mir, wenn Du willst; bediene mich, und ich will sehen, ob etwas Vernünftigeres aus Dir zu machen ist."

„Nun? weiter? was ferner noch?“

„Ich stellte mich denn beim Fräulein ein, und blieb bei ihm. So oft es nach dem Sommerschlosse reis'te, weinte ich; so oft es wiederkam, war ich glücklich. In diesem Zimmer . . . . ja in diesem Zimmer,“ — setzte sie, wie niedergeschlagen bei; „hier habe ich mit dem Fräulein gelebt, gegessen, gelernt, geschlafen. . . !“

Verena stand plötzlich auf, wie von der Angst eines Schwermüthigen ergriffen.

Helene sah ihr verwundert in's Gesicht.

„Was hat Sie nun wieder, Försterin, weiß Sie wohl, daß Sie eine launenhafte Gesellschafterin ist? Wenn Sie sich in dem Zimmer fürchtet, wo Sie so lange Zeit und so fröhlich verkehrt . . . . was soll ich, die Fremde thun, die dieser Umgebungen ungewohnt ist? Komme Sie; wir schlendern in den Garten. Führe Sie mich. Eine Stunde vergeht auf dem Spaziergange schneller als in der Stube. Erzähle Sie mir noch ein Mehreres von dem Fräulein von Eberstein. Von der Nixe hier nebenan wollen wir schweigen.“

Verena war mit dem Spaziergange wohl zufrieden, und auch Helene, als sie durch die Thüre ging, mochte sich's nicht verhehlen, daß sie im Freien auch freier athme, als in den öden Gemächern. Sagte ihr gleich ihr natürlicher Witz, daß wohl nicht zu bezweifeln sey, wie Verena nur ein Mährchen ersonnen, — aus eigenem Antrieb, oder auf Befehl der Mutter, — um sie über ein Geheimniß einzuschläfern, das in diesem Schlosse obwalte, so war doch ihr innerstes Gemüth zu sehr von dem Glauben an die Einwirkungen übernatürlicher Gewalten auf's Menschenleben eingenommen, als daß sie an dem Daseyn jener klagenden Wasserfrau gezweifelt hätte; eines Gespenstes, das, in die Geschichte ihrer Eltern verflochten, auch in ihrem Leben einen Platz einnehmen zu wollen schien. —

In dem Schlosse war der Jubel der Hochzeit verstummt. Ein eisgrauer Saalwärter überreichte der Hofdame den schweren Schlüssel zum Gartenthore. Dieser Mann und einige Hunde hüteten allein das Haus. Die Diener der Markgräfin hatten sich nach dem Städtchen gewendet. Die übrigen männlichen Hausgenossen waren mit der Streife gezogen. Die Mägde plauderten unter den Lindenbäumen am Schloßthor, und die Kranzjungfrauen von Verena's Feste hatten einen Spaziergang auf den Berg unternommen. Wie verlassen gingen Helene und ihre Führerin über den Hof zum schwer und prächtig verzierten Gitterthor; durch dasselbe in die Anlagen um das Schloß. Der weitläufige Gartenplatz war noch nicht in Le Notre's Art und Weise umgewandelt worden. Er hatte noch vollkommen das Ansehen eines Wildparks, in dem man nur einige Wege gehauen, um den Forstlaufern ihre Pflicht, und dem Wilde den Zugang zum Futterhause zu erleichtern. Die Wege waren nicht gesäubert; die Bäume und Hecken unbeschnitten. Die Markgräfin, die sich in dem Chaos wilder Natur gefiel, hatte hier jede Ordnung untersagt. Hie und da befanden sich Pfade, die, von Alters her betreten, ein reinlicheres und behaglicheres Fortkommen versprachen. Einen dieser Pfade schlugen die Frauen ein, an kühnen Baumgruppen vorüber, und an Strauchgehägen, bevölkert von zahlreichen Vogelgeschlechtern.

Die grüne Wölbung der Bäume ließ Helenen anfänglich nicht bemerken, daß das Sonnenlicht sich hinter grauen Wolken verborgen, die in ihren gelben und weißen Rändern des Hagelschlags Vorbedeutung trugen. Das ängstliche Emporflattern des Gefieders machte Verena zuerst aufmerksam. Sie erinnerte das Fräulein bescheiden an die Rückkehr. Helene warf einen flüchtigen Blick gen Himmel, und rief:

„Das Wetter ist nicht so nahe. Fürchte Sie sich nicht,

Frau Försterin. Im Gegentheile, eile Sie ein Bischen, daß ich noch den fabelhaften Weiher zu sehen bekomme, der einst das ganze Thal eingenommen."

„Wenn Ew. Gnaden befehlen . . . . ." entgegnete Verena, zögernd und betreten; „der Weg ist jedoch weit. Erst dort, am Ende jener Erlenreihe gelangt man an die Ufer des Teiches." —

„Geschwinde also! den Regen fürchte ich nicht; nur das Dunkel, schaurige Gespenster, und böse Menschen."

Sie gingen schweigend voran. Helene schritt munter und geschwind. Verena folgte langsam, als ob sie Blei an den Sohlen trüge. Das Ende der Erlenreihe war bald erreicht; einige Schritte rechts, und die verwilderten Gestade des Teiches lagen vor den Frauen. Der kleine See war wie ein erblindeter Stahlspiegel anzusehen, worüber noch die grauen Wolken des Himmels einen wolkigen Flor warfen. Kein Lüftchen, kein Wellenzug regte das trübe Wasser, eingefaßt von einem Kranze mastigen Schilfs. In der Mitte des Sees ragten Felsstücke, kühn aufeinander geworfen, empor, und ein riesenhaftes Steinhaupt mit gräßlichen Zügen, von bemoos'ten gewaltigen Schultern getragen, reckte sich mühsam hervor aus der Last der wilden Felsen. — Es war leicht, in dieser Gestalt einen der vom Himmel niedergeschleuderten Titanen zu erkennen, wie er unter den Felsstücken der Hunderthändigen erliegt; — eine Darstellung, wie sie zu damaliger Zeit von Künstlern gebraucht zu werden begannen, um Springbrunnenbecken und Teiche damit zu schmücken. Helenens Phantasie jedoch war mit mythologischen Bildern nicht bekannt, und die aus der Heimath mitgebrachte Vorstellung von einem Nix, der grollend aus dem Gewässer nach den gehaßten Menschen sieht, erfüllte bei diesem Anblick ihre Seele mit Grausen, das von der wilden einsamen Lage des See's noch gesteigert

wurde. Zugleich erinnerte sie sich, daß ihr Margarethe aufgegeben, an diesem See ein Vaterunser zu beten, und ihr Grauen wuchs. Jetzt, in diesem Augenblicke hätte ihre erschreckte Seele der frommen Aufforderung nicht Genüge zu leisten vermocht. Sie sah scheu und bebend nach der Begleiterin, aus Furcht, derselben ihre innere Schwäche verrathen zu haben. Allein sie bemerkte, daß Verena noch weit heftiger angegriffen schien. Die Glieder der jungen Frau zitterten, wie vom Fieber geschüttelt; ihre Augen stierten in den Teich, als ob sie auf den Grund bohren wollten; das furchtsame Geschöpf bebte zusammen, als Helenens kalte Hand die seinige berührte; beide entfernten sich eiligst, schweigend, hochathmend, und befanden sich in der rothen Stube, ohne zu wissen, wie schnell sie dahingekommen, wie sehr sie der fallende Regen durchnäßt; ohne ein Wort gewechselt zu haben.

„Hu! mich schauert und friert!" war Helenens erste Rede; „und kälter als draußen, wo der Sturm weht, und der Regen stäubt, scheint mir's in der öden Stube. Ein gelindes Kaminfeuer würde wohlthätig seyn. Besorgt es mir, Frau Steinsatz."

Verena schaute die Hofdame lange an, wie mit den Augen einer Wahnsinnigen, wollte einige Worte hervorbringen, that aber, da ihre Zunge den Dienst versagte, mechanisch, wie ein todtes Werkzeug, was ihr geheißen worden. Sie zog langsam aus einer unter dem Spiegel des Kamins befindlichen Lade den Schlüssel des Schirms. Langsam sperrte sie das Schloß des letztern auf, schlug den Schirm zurück, und kauerte sich vor dem Kamine nieder, um die darinnen noch befindliche Asche auf die Seite zu räumen. Während dieser Beschäftigung jedoch fiel sie unversehens mit dem Kopfe in den Aschenhaufen, raffte sich, ehe Helene ihr beispringen konnte, mit einem Laute des

Entsetzens, daraus empor, und flüchtete sich, auf den Knieen rutschend, mit beiden Händen die Asche aus ihren Haaren schüttelnd, und ein dumpfes Gewimmer ausstoßend, nach dem Lehnstuhle, woran sie sich klammerte, in dessen Kissen sie das Haupt verbarg; und in ein halbersticktes Schluchzen ausbrach.

Helene stand versteinert bei diesem Auftritt.

„Verena!" sagte sie milde, zu der Armen niedergebeugt. „Erhole Dich! Sage, was ist Dir? Welche beunruhigende Krankheit hat Dich ergriffen? Willst Du, — kannst Du Dich mir erklären?"

Verena weinte wie ein Kind. Sie deutete auf ihren Kopf, bezeichnete, daß sich Alles darinnen drehe, und sagte halblaut: „Es wird vorübergehen, Ew. Gnaden, aber ich kann dort das Feuer nicht anmachen. Es war mir, als ob mein Herz springen wollte, und mir funkelte es vor den Augen."

Helene sprang an's Fenster und rief einer Magd, die über den Platz wandelte.

„Du mußt Dich in's Bette bringen lassen!" sagte sie zu der Kranken.

Verena stand jedoch schnell auf, und versetzte eben so hastig: „Nein, Ew. Gnaden, um Gotteswillen nicht! An meinem Hochzeitstage darf ich nicht erkranken! Das wäre eine üble Vorbedeutung! Ich bin schon wieder munter! O ja, ich bin es. Der Schwindel ist vorbei. Ich will sorgen, daß Alles geschehe, wie Sie befohlen!"

Das Weib ging mit der heraufgekommenen Magd davon, um Holz, Kohlen und Feuer zu schaffen. Helene sah der sonderbarsten Erscheinung, die ihr jemals vorgekommen, mit Unruhe nach. Ihre Begriffe und Vorstellungen schwankten durcheinander. „Plötzlich . . . . horch! die überraschenden Töne! ist es eine Aeolsharfe, worüber der

Windzug gleitet? ist es die Wasserfey, die ihre Klage singt? ist es ein über dem Hause schwebender Engel, der Psalmen zum Lobe Gottes anstimmt, ehe er den Christsegen durch den Schlot heruntergleiten läßt?

Helene näherte sich ohne Zaudern dem Kamin. Töne eines geistlichen Liedes, aus einer weiblichen Kehle drangen herab in die Stube, schwach vernehmbar, wie aus schwindelnder Höhe. — „Horch! Margarethens Psalm!" waren Helenens erste Worte. Ihre zweiten: „Sancta Mater!" die sie mit der vollen Kraft ihrer Stimme in die Höhe rief. — Eine Pause; — dann ein matter Schrei von oben;.... dann wieder eine Stille; dann das Rauschen niederfallenden Steingebröckels; dann ein kleiner Stein, der an einer Schnur auf den Boden des Kamins niedergelassen wurde. Schnell zog die gespannte Helene Margarethens Brief hervor; — schon hörte sie auf der Treppe Verena's Schritte ... im Nu war das Papier auf dem Steine befestigt; ein Zug an der Schnur ..... rasch glitt sie in die Höhe zurück. Kaum hatte Helene einen Schritt vom Kamin gethan, als Verena und die mit Holz belastete Magd eintraten. Das Feuer wurde nun lustig angeschürt, und die Magd ging, nachdem sie angezeigt, daß man von ferne schon, auf der Höhe, den Wagen der rückkehrenden Kastellanin unterscheide.

„Ich freue mich," sagte Verena, die sich völlig erholt hatte, zu dem Hoffräulein, „daß die Mutter kömmt, Ew. Gnaden Gesellschaft zu leisten. Ich bin ein armes blödes Geschöpf, das Gespenster und Unheil in jeder Ecke sieht. Bei dem Teiche ist's aber auch fürchterlich; nicht wahr, Ew. Gnaden? Ich darf Ihnen jetzt gestehen, daß ich meinen armen Herbold darinnen liegend zu sehen vermeinte, und mir einbildete, die Strauchdiebe müßten ihm ein Leid angethan haben."

Helenen schien nun die Bestürzung und die Ohnmacht der Armen hinlänglich gerechtfertigt. Sie tröstete die junge Frau, wie es nur in ihren Kräften stand, und bat sie, sich zu beruhigen, und auf den Himmel zu hoffen, der ein unschuldiges Mädchen an seinem Freudentage nicht in's Elend zu stürzen geneigt seyn würde.

Verena seufzte bitter und schwer bei diesen Worten. Indessen kam die Kastellanin an, übernahm den Gesellschaftsdienst bei dem Hoffräulein, und brachte der jungen Frau die angenehme Kunde: die Waldfrevler seyen unfern vom Städtchen erwischt, die Streife dadurch unnütz geworden, und Steinsatz befinde sich bereits mit seinen Gefährten auf dem Heimwege.

Fünftes Kapitel.

„Aus Liebe wird leicht Haß,
Argwohn aus Vertrauen."

Das Vorzimmer der Markgräfin war weniger belebt als sonst, am Morgen nach der Ankunft des regierenden Herrn. Die Fürstin, von den Auftritten der verwichenen Nacht außerordentlich bewegt, hatte erst gegen die Frühe hin einen erquickenden Schlaf gefunden, und ihr Sohn, obgleich er bei guter Zeit sich zum Besuch gemeldet, hatte befohlen, den Schlummer der geliebten Mutter um seinetwillen nicht zu stören. Das Fräulein von Eberstein hatte bald nach dem Abschiede von der jungen Freundin den Dienstplatz im Vorgemache eingenommen, und hing hier, das Erwachen der Gebieterin erwartend, ungestört seinen

Erinnerungen und Planen nach, als der Markgraf unerwartet zum zweitenmale erschien, und, nachdem er von der Kammerfrau vernommen, daß die Fürstin noch ruhe, der Eberstein mit kaltem, herrischem Tone die Einladung machte, ihm in den Nebensaal zu folgen, indem er ein Wort mit ihr zu reden habe. Das Fräulein gehorchte schweigend, und stellte sich mit unveränderten Zügen und Blicken dem Gebieter gegenüber. Dieser betrachtete sie mit funkelnden Augen eine Weile; dann sagte er mit unterdrückter Heftigkeit: „Hätte ich je gedacht, daß wir einmal so uns gegenüber stehen würden? Ich, als ein Richter vor Ihnen? Sie, als eine Schuldige von mir?"

„Soll dieses dem Vergangenen gelten, gnädiger Herr?" fragte Margarethe mit vieler Kälte, aber ohne Trotz und Verachtung: „Mich dünkt, damit wären wir fertig, und wenn ich mich entschloß, die Hälfte der Schuld zu tragen, so habe ich Alles gethan, was man vom Weibe fordern kann."

„Sie haben wahr gesprochen;" versetzte der Fürst mit schmerzlicher Bitterkeit, zugleich wie von Abscheu durchdrungen: „Mit der Vergangenheit sind wir auf eine fürchterliche Weise fertig geworden. Mein Herz sieht indessen Gott, und ich trage kein Verbrechen an mir; die Schwäche nur, daß Sie noch leben, daß Sie noch an diesem Hofe sind."

„Bemeistern Sie jetzt noch diese Schwäche;" entgegnete die Eberstein herausfordernd, wiewohl eiskalt: „es kostet Ihnen nur ein Wort, Ew. Durchlaucht. Sprechen Sie! Richten Sie mich! Das Uebelste haben Sie mir schon zugefügt. Vollenden Sie Ihr Werk!" —

„Weib! Weib!" brach der Markgraf heftig aus; er bezwang sich jedoch schnell, um kein Aufsehen zu erregen,

und fügte hinzu: „Der Himmel weißt, daß meine Furcht vor eigener Beschämung, und der Gedanke, ich möchte meiner Mutter einen Todesstreich in die zarte Seele senken, mich abhielten, das Richteramt zu üben, als es Zeit dazu war, als meine innigsten Empfindungen mich dazu aufforderten. Vielleicht sprach auch noch ein Rest zartern Gefühls für Dich; für Dich .... die ich nicht nennen kann, wie sie es verdient. Ich will indessen mehr thun als verschweigen, Eberstein! ich will vergessen, wenn Sie ein einzigmal wahr gegen mich seyn wollen!"

„Sie wären der Unnatürlichste auf Erden, wenn Sie je vergessen könnten, was Sie aus meinem wahren und strengen Munde erfuhren!" entgegnete die Eberstein schnell und finster: „so lange mich ein Band, selbst ein verhaßtes und beweintes, an Sie kettete, so lange gab ich Ihnen Wahrheit, wenn auch die rauheste. Heute bindet mich nichts mehr. Rechnen Sie nur auf meinen Haß." —

„Auf Ihren Haß, der mir das Liebste geraubt, das ich auf Erden besaß!" rief der Markgraf mit erstickter Stimme. „Was soll mir der Fürstenhut, wenn ich die Perle der Schönheit und der Liebe nicht mehr mein nennen darf? Welcher Dieb hat mir das Kleinod gestohlen? Gestehen Sie es, Eberstein! Sie waren der Dieb!"

„Nein!" antwortete die Eberstein fest, und ohne Bewegung.

„Bekennen Sie;" fuhr der Fürst wie oben fort: „bekennen Sie, an welchem Ort Sie die Unglückliche verborgen, die keinen Fehl besitzt, als daß sie die Wunde heilte, die Sie, Grausame, mir geschlagen ..."

„Wenn ich auch den Ort wüßte, Ew. Durchlaucht," — lautete Margarethens Antwort — „erwarten Sie jetzo keine Wahrheit mehr von mir. Ihr Leben der Reue zu

weihen, war mein Vorsatz. Ich weiche nicht davon. Sie gaben mir die Hölle: ich bin nicht aufgelegt, Ihnen dafür den Himmel zu bereiten."

Sie entfernte sich, gleichgültig, wie sie gekommen, und die Kammerfrau, die so eben berichten wollte, daß die Fürstin erwacht, fand keine Veränderung in den Zügen der Hofdame. Der Markgraf war weniger Meister, seine Bewegung zu verbergen, und seine erfahrene Mutter las sie auf seinem Gesichte, als er bei ihr eintrat, und sich neben ihr am Frühstückstische niederließ.

„Ich dachte, Dich fröhlicher willkommen zu heißen, mein Sohn Erich;" sagte die Markgräfin: „ich wünschte, Dich heiter zu sehen, denn ich habe manches mit Dir zu reden, das mir nicht von der Brust will, wenn Du finster schaust."

Der Markgraf entschuldigte sich mit Vorschützung ernster Sorgen, und bat die Mutter, ihn über ihr eigenes Uebelbefinden zu beruhigen, das aus ihren Zügen sprach.

Die Fürstin erwiederte sanft: „Darf ich Dir gestehen, daß Sorge für Dein Wohl mich erschüttert hat? Erich! Du hast Dich noch immer nicht erklärt, ob Du die Braut zu wählen gedenkst, die Dir meine mütterliche Liebe bestimmt hat. Schon gab ich gestern der Hoffnung Raum, Du würdest kommen, mir Deine Zustimmung selbst zu bringen, und sah mich getäuscht."

Der Markgraf schwieg, starr vor sich hinsehend.

Die Fürstin fuhr sanft, wie sie begonnen, fort: „Es ist der letzte Wunsch, den Deine Mutter mit ihrem Ansehen gerne unterstützen möchte: das Verlangen, Dich an der Seite der liebenswerthen Eugenia zu sehen, deren Stand, wie ihre Reize, wie ihre Geistesgaben, unsers Hauses vollkommen würdig sind. Sieh, mein Erich: wir haben bis-

her treu zusammengehalten. Was Dein so früh geschiedener Vater Dir nicht werden konnte, habe ich mich bemüht, Dir zu werden; ich wurde Deine Führerin, Deine Freundin; die steife Förmlichkeit unserer Höfe staunte das zarte, liebe Verhältniß an, das sich hier zwischen Mutter und Sohn entsponnen. Die Etikette hat uns nie getrennt. Das kalte „Sie" trat nicht zwischen die Wittwe und den Regenten. Ich darf Dich Du nennen, wie einstens in Deinen Kinderjahren. Folge meinem Rathe dieses einzige Mal noch, wie damals. Der Empfang Deiner Braut ist die letzte Handlung des öffentlichen Lebens Deiner Mutter. Gib zu, daß meines Herzens Gefühl mir die Pflicht erleichtere. Wähle Eugenien."

„Meine Mutter!" begann seinerseits Erich: Es ist weltbekannt, wie ehrfurchtsvoll ich stets Ihre Befehle empfing. Gestatten mir Ew. Liebden nun auch, daß ich dießmal Aufschub eintreten lasse. Ich bin jung, und Sie, geliebteste Mutter, sind in dem schönen, kräftigen Alter, das nicht fürchten darf, hinweggerafft zu werden, ohne meine Ehe zu segnen, ließe ich diese Handlung auch noch zwanzig Jahre anstehen. Ich habe nichts gegen Eugenia. Aber ich will frei seyn; frei vom Zwang von Aussen, frei von eignen Launen; selbstständig und stark, ehe ich zur Ehe schreite."

„Deine Vermählung macht Dich frei von Deinen Leidenschaften, mein Sohn;" erwiederte die Markgräfin nachdrücklich: „selbstständig und stark wirst Du lediglich durch den Sohn, der Dir, mit Gottes Hülfe, im Ehebund bescheert seyn wird. Dann erst darfst Du Dich rühmen, daß Dein der Reichthum, Dein die Macht geworden: das Du für Dein Haus schaffest und sorgst, und nicht für fremde, lauernde Verwandte."

„Hm! der Oheim!" sagte der Markgraf trübe vor sich

hin: „Der Habsüchtige wird sich täuschen, ich will's beschwören!"

„O, mein geliebter Sohn!" rief die Markgräfin ängstlich. „Täusche Du Dich nicht, im Traume jugendlicher Zuversicht! Nicht leicht zählt ein Fürst mehr der Feinde in seinem eigenen Staate, als Du, mein Erich! Du hast mit dem, was Du Vorurtheil nennst, auch Deine Ruhe abgeschüttelt. Es ist eingetroffen, was ich Dir warnend vorher sagte: Die Religion läßt sich nicht ungestraft verachten, und Deine Kälte gegen ihre Gebräuche ist im Begriff, Gottes Hand gänzlich von Dir abzuziehen. Deine Fehler entfesseln die bösen Geister, die ausserdem in dem Bande der Heiligen fort und fort geschmachtet hätten. Ich weiß, Erich, daß Dir Gefahr droht . . . . daß sie Dir nahe ist, und daß nur Fürbitte der Frommen, und Deine Rückkehr in Dich selbst das Unheil zu wenden vermögen."

„Sie wissen das, meine Mutter?" fragte Erich mit gerunzelter Stirne. „Nennen Sie mir den Boten, der Ihnen es verkündigte!"

Die Markgräfin schüttelte schweigend den Kopf.

„So bin ich also verrathen im Hause meiner Mutter!" versetzte der Fürst mit kalter Bitterkeit. „Sie verschweigt mir den Vertrauten des Verderbens, das mich bedroht!"

„Erich!" rief die Markgräfin, warnend — gekränkt — und ihr stand das Weinen nahe. „Ich darf nicht . . . . der Himmel hat zu mir geredet, ... ich darf nicht weiter reden; . . . . . es wäre Dein Unglück!"

„Der Himmel?" sprach Erich wieder mit bitterm Lächeln. „Nun bin ich befriedigt. Mit diesem Worte ist Alles am Ende, und ein gläubig Gemüth fügt sich dem Rathe einer frommen Seherin, wenn deren Gesichte auch nur dem boshaften Gehirne ihres Beichtvaters entsprungen wären!"

„Ich antworte Dir nicht mehr;" sagte die Markgräfin schmollend und sich abwendend.

Den Markgrafen gereute die harte Rede. Er sucht die Grollende zu versöhnen, bewies ihr seine Liebe mit dem zärtlichsten Händedruck, und sagte mit aller Weichheit, deren er fähig war:

„Ich will ja gerne, beste Mutter, Ihren Worten glauben, — denselben gehorchen! Ich will behutsamer gehen, um meine Feinde kennen zu lernen und zu bezwingen; ich will die Kirche fleißiger besuchen, um dem Volke kein Aergerniß zu geben; ich will die Anstalten zu meiner Vermählung treffen, und den Freiwerber an Eugenia's Hof senden; — für Alles dieses verlange ich nur Antwort auf eine einzige Frage, auf eine arme Frage nur: wo ist Isaura hingerathen? Mutter, — ich beschwöre Sie. — Wenn Sie mich jemals liebten, und Ihnen nur das Mindeste von dem Schicksale der Aermsten bekannt wurde, — sagen Sie mir: Wo lebt Isaura?"

Die Markgräfin erhob sich stolz von ihrem Stuhle, sah den Sohn ernsthaft und mißbilligend an, und entgegnete: „Du verbindest mit der Einwilligung zur Vermählung mit Eugenia, die Begierde, Isauren wieder zu finden? Hat mir diese Leidenschaft, die mir ein Zufall entdeckte, nicht schon genug des Kummers und der Angst verursacht? Und heute — in dieser Stunde, — eine solche Frage . . . . . ein solcher Verdacht gegen mich, — neben Eugenia's reinem Bild das Bild der leichtsinnigen Französin? Dein Vater sollte Dich jetzt sehen, um zu bedauern, daß Du auf seinem Stuhle sitzest, ich fürchte, Du verdienst es nicht, ein Fürst zu seyn!"

„Weil ich liebe, wie ein Mann?" fragte Erich mit glühendem Auge. „Weil ich frei mein Herz verschenkte, — das Vorrecht meines geringsten Knechtes übe? O meine

Mutter! Strenge, harte Mutter! Sagt in Ihren Vorwürfen Ihre Seele Wahrheit? Hat Ihre Seele nie die Liebe empfunden, die denn Schranken des Standes zürnt?"

Die Markgräfin wendete sich wieder, im Innern verletzt, ab. Der Spiegel jedoch, dem sie sich zuwendete, zeigte dem Sohne die Verwirrung der edeln Frau. Diese Verwirrung schnitt ihm durch's Herz. Er brach schnell seine Rede ab. Er ging einigemal, im Kampfe mit sich selbst, in dem Gemache auf und nieder. Dann sagte er — kalt und ruhig, wie es schien: „Wir wollen nicht ferner rechten mit dem Gefühle und dem Herkommen, beste Mutter. Mein Besuch soll nicht schmerzliche Empfindung in ihrer Seele zurücklassen. Ich hege keinen Verdacht gegen Sie. Ich wiederstrebe auch Ihrem Wunsche nicht. Eugenia wird meine Gemahlin werden; doch nur dann, wann ich über das Schicksal der armen Lasare beruhigt seyn werde. Ihre Verwandten jammern um sie, fordern sie von mir zurück, und ich bin in der völligsten Ungewißheit; ich, die Ursache ihrer schnellen Entfernung von Ihrem Hofstaate, meine Mutter. Es ist indessen Grund vorhanden, zu glauben, daß meine Macht die Fäden dieses dunkeln Gewebes entwirren werde. Darum kein Wort mehr davon. Erlauben Sie, meine gütige Mutter, daß ich von Ihnen Abschied nehme.

„Du willst mich schon verlassen?" fragte die Markgräfin unschlüssig und schwankend. „Kaum angelangt, willst Du schon scheiden?"

„Ich muß. Ich kehre nach der Residenz zurück, um meine Reise nach den Bergwerken anzutreten. Das Hüttenwesen geht einen faulen, schläfrigen Gang, wenn das Auge des Herrn nicht zuweilen ernst und prüfend hineinsieht."

„Wenn Deine Pflicht ruft," versetzte die Fürstin zerstreut, so halte ich Dich nicht. Aber, hüte Dich, mein Sohn, vor Deinen Feinden. Deine Bergwerke sind der Grenze Deines Oheims nahe ...."

„Keine Sorge. Ich werde sein Ländchen nicht betreten, und gegen Mörder auf dem eigenen Gebiete mich zu schützen wissen. Ein heller Blick hilft dazu mehr, als eine Schaar von Leibwächtern. Mein treuer Westemberg verläßt mich nicht. Für den Herrn de la Montée, meinen Lieutenant, habe ich indessen eine Bitte einzulegen. Er ist dazu bestimmt, den Lauf des Flusses, sein Bett und seine Ufer auf's Genaueste aufzunehmen, und einen Plan davon zu fertigen. Ich lasse ihn daher hier zurück, und wünschte, Ew. Liebden möchten ihm erlauben, sich Ihrem Hofstaat anzuschließen. Der junge Mann, der nicht allein ein tapferer Degen und geschickter Zeichner ist, hat den besten Ton erlernt, und wird Ihre Zirkel durch seine Laune erheitern."

„Obschon ich nicht gerne Franzosen oder Niederländer an meinem Hofe sehe," entgegnete die Fürstin, nicht ohne Beziehung, „so mag's darum seyn, Dir, mein Erich, zu gefallen. Ich wünsche, Dich wenigstens in dieser Rücksicht zu befriedigen."

„So soll de la Montée eintreten. Ich habe ihn in's Vorzimmer beschieden, damit er aus Ihrem Munde die Gunst erfahre, die ihm gewährt worden ist."

Erich öffnete die Thüre, und auf seinen Wink erschien der, schon seines Gebots harrende Offizier, mit tiefer Verbeugung, im Gemache der Markgräfin. Während er seine ehrfurchtsvolle Begrüßung mit den gewähltesten Worten begleitete, und die fürstliche Wittwe diese Huldigung mit der ihr eigenthümlichen Güte und Anmuth annahm, beobachtete der Markgraf Beide auf das Genaueste. Die Haltung seiner Mutter zeigte nicht Ueberraschung, nicht Verwirrung;

wohl aber verrieth sich in dem Benehmen de la Montée's eine gewisse gespannte Neugierde, womit er die Züge der Fürstin musterte: ein dreisteres Zusammennehmen, als ob dieser Augenblick ein, von ihm schon lange erwarteter gewesen; ein Verlangen nach Annäherung an die Person der Markgräfin, — zugleich die versteckte Ungeduld, einen wichtigen Zeugen dieser Unterredung dulden zu müssen.

Der Fürst konnte den neuaufwallenden Argwohn nicht mehr schweigend ertragen. Er zerriß schnell den Faden des Gesprächs, indem er Abschied nahm. De la Montée zog sich, der Schicklichkeit zufolge, zurück, und nach einigen zärtlichen Umarmungen trennten sich Mutter und Sohn. An de la Montée vorübergehend, der im Vorzimmer sich dem Gefolge des Markgrafen anschließen wollte, sagte dieser Letztere! „Leben Sie wohl, Lieutenant, Bleiben Sie. Ich hoffe, bei Ihrer Zurückberufung in meine Nähe nichts Uebles von Ihnen zu vernehmen.“

De la Montée begleitete nach einer demüthigen Verbeugung den Fürsten an das Schloßthor, wo die Pferde schon bereit standen. Der Markgraf schwang sich in den Sattel und flog gestreckten Galopps mit seinem Gefolge davon. In der romantischen Waldallee verschwanden die Reiter, wie der Blitz. De la Montée, müßig und der Zerstreuung bedürftig, ging auf den Trabantenhauptmann der Markgräfin zu, der eben seine Leute, die dem Landesherrn die Honneurs gemacht hatten, wieder entließ.

„Guten Morgen, Herr Bruder!“ redete er den Hauptmann an.

Dieser drehte sich rasch gegen ihn um, begrüßte den Lieutenant freundlich, aber etwas vornehm, und ermangelte nicht, in seinem Gegengruß den Lieutenantstitel gewichtig klingen zu lassen. De la Montée ließ es sich nicht hindern, ihn als Kamerad auf gleicher Linie zu behandeln, klopfte ihn

vertraulich auf die Schulter, und fragte mit der Miene eines Gönners:

„Haben da ein gutes Plätzchen, Hauptmann. Wenn wir die päbstlichen Soldaten ausnehmen, so hält wohl nicht ein Offizier in der Christenheit ruhiger Garnison, wie Sie."

„Kann seyn;" erwiederte der Hauptmann kühl; „ich mußte jedoch meinen Grad verdienen, und das kann heut zu Tage nicht ein Jeder sagen."

„Verdienen?" wiederholte de la Montée lächelnd: „Hätten Sie Pulver gerochen, bester Freund?"

Der Hauptmann machte ein fürchterliches Gesicht. Die Augen gingen ihm weit und drohend auf.

„Herr Lieutenant....." stotterte er überrascht und ergrimmt; aber der Gedanke, daß ein Günstling des regierenden Herrn vor ihm stehe, machte ihn wieder, trotz seinem Grimme verstummen.

„Nun, nun! nur nicht böse!" versetzte de la Montée lachend, und schüttelte ihm die Hand. „Werden ja doch Spaß verstehen. Da ich hier verweile, müssen wir zusammen halten, Freund. Wo haben Sie gedient?"

„In den Niederlanden unter dem Helden Eugen. Ich habe zu Oudenarde die Standarte der Carabiniers-Compagnie gerettet, bei welcher ich stand. Der Generalissimus hat mich öffentlich belobt. Schwere Blessuren haben mich zum Felddienst untauglich gemacht, aber in diesem Ehrendienste bin ich vollkommen auf meinem Posten."

„Ich zweifle keineswegs;" entgegnete de la Montée nachgiebig. „Es ist eine Freude, zu sehen, wie Ihre Leute exercirt sind, lieber Hauptmann. Das können Sie nur unter Eugen gelernt haben. Die Niederlande sind überhaupt der schönste Exercier- und Manoeuvrirplatz, der sich denken läßt. Schöne weite Felder, — reinliche Dörfer zu Cantonnirungen geeignet...."

„Ha! man merkt, daß Sie ebenfalls dort gedient haben!" rief der Hauptmann, den das Lieblingsthema geschmeidiger machte. „Vivat Flandern, Brabant und die vereinigten Staaten! Der köstliche Gerstensaft! die geduldigen und füllereichen Dirnen! Käse und Tabak, die vortrefflichen Dinge! Das Land wäre ein Paradies, wenn nicht so viel Französisch darinnen gesprochen würde!"

De la Montée antwortete hierauf mit feinem Spotte: „Jene Göttergenüsse alle müssen Sie ohne Zweifel in diesem Schlosse vergessen! Trunk und Liebe sind im Wittwensitze verpönt, wie der Geruch des Tabaks und des Edamers! Sie haben Ihre Freuden hingegeben, und nur Ruhe dafür eingetauscht!"

Der Hauptmann seufzte schwer, und sank in den Sorgenstuhl vor dem Wachtgebäude. De la Montée fuhr leise, zu ihm gebeugt, fort: „Und diese Uniform, wie steif und geschmacklos! Welch schwerfällige Pracht in diesen Lützen und Schärpenquasten. Die schwere Reiteruniform mit den lästigen metallbeladenen Bandelieren und den ungeheuern Stiefeln muß Ihnen unangenehm seyn. Den Pallasch scheint der Pappenheim vor Magdeburg geführt zu haben, und vielleicht steckte Altringer in dem veralteten Kaskett!"

Dem Hauptmann stieg wieder bei dieser unbescheidenen Musterung die Galle. De la Montée sprach indessen weiter: „Sie sind gewiß in den allerbesten Mannsjahren, mein Lieber; aber das altfränkische Zeug macht Sie zum verrosteten Klopffechter. Ich werde das nicht länger dulden. Ein Mann von Ihren Verdiensten ...! Ich werde Sorge tragen, daß Vieles — unter Andern auch Ihre Uniform anders werde. Wahrhaftig, Hauptmann; es wird sich Vieles ereignen, das blöde Augen nicht voraussehen. Andere Zeiten, andere Herren, mein Guter. Merken Sie sich das. Ich rechne auf Ihre Diskretion und Ihren guten Willen.

Ihre Gage und Ihre Verdienste sollen sich gleich gut dabei stehen!"

Der Hauptmann stierte den Propheten mit dem Frageblick eines aus allem Zusammenhang gekommenen Menschen an, und wußte nichts zu entgegnen.

Mittlerweile trat Daudowich mit dem Stallmeister auf die Stufen des Peristils, und sprach vernehmlich zu demselben:

„Ew. Hochwohlgeboren haben demnach nur für eine — für die Kutsche Sr. fürstlichen Gnaden zu sorgen. Die Frau Markgräfin wird sich mit einer Ihrer Hofdamen allein nach dem Winterschlosse verfügen, und versagt sich, zwei reitende Diener ausgenommen, jedes weitere Gefolge. Morgen, gleich nach sechs Uhr, wollen Se. Durchlaucht abreisen."

„Ganz wohl;" versetzte der Stallmeister: „es soll besorgt werden. Was nur auf dem alten Schlosse vorgefallen seyn muß, daß die gnädigste Frau es mitten im Sommer besuchen mag? Ich habe mir, aus pflichtschuldigem Gehorsam, bereits alle Mühe gegeben, das Schloß hübsch zu finden, um mich dem Geschmack unserer Gebieterin gleich zu stellen; aber — wie mir denn jede Tugend abgeht, so sehr ich nach einer jeden strebe — ich habe es kaum erträglich gefunden."

„Haben Recht!" sprach der Hauptmann: „ein Eulennest; ganz gemacht zu Geisterspuk und Räuberhistorien; zudem in der Nähe des Gränzforstes, wo es vom kühnsten Gesindel wimmelt!"

„Ei!" nahm de la Montée hastig das Wort: „so wär es ja Gott- und pflichtvergessen, die vortreffliche Frau Markgräfin ohne Gefolge nur der Möglichkeit einer Gefahr auszusetzen. Wenn Sie, meine Herren, durch Ihren Dienst zurückgehalten werden, Ihrer Gebieterin zu folgen, so will

ich's, als Freiwilliger thun, und Ihre Sicherheitswache vorstellen, ohne von Ihr dazu beauftragt zu seyn."

Daudowich antwortete überrascht und grämlich: „Ew. Gnaden haben vernommen, daß Ihre Durchlaucht ohne Cavalier seyn wollen; sonst möchten sich allerdings in diesen Herren hier Männer von Geburt gefunden haben, die unserer Allergnädigsten Frau näher stehen, als ..."

„Ich bitte Euch, zu schweigen, Monsieur;" unterbrach ihn de la Montée geringschätzend, „und zu glauben, daß ich weiß, was ich zu thun habe. Ich bringe mich Sr. Durchlaucht nicht auf; aber mir steht's frei, mich hinzubewegen, wo ich immer will, ohne auf die Bemerkungen eines Kammerdieners zu achten."

Er drehte sich auf dem Absatze um, und hüpfte die Stufen hinab, sich nach der Kastellanei begebend, wo er wohnte. Daudowich sah ihm nach, sprachlos ob der Kühnheit, womit der Jüngling gegen ihn, den Vielvermögenden, geredet hatte. Der Stallmeister ging lächelnd hinweg, und freute sich der Demüthigung des verhaßten Faktotums. Der Hauptmann musterte stupid bald sein Degengefäß, bald des Kammerdieners Gesicht, das für ihn seit Langem ein Wetteranzeiger geworden war. An der Stelle des Stallmeisters erschien indessen ein neuer Gesprächsfreund auf dem Schauplatze: der Pfarrer des nahen Dorfes, ein unbedeutender Mensch, der an des Dechanten Stelle das Amt eines Beichtvaters im Schlosse versah, und damit die Sorge eines Arztes verband, weil die Markgräfin eine zu entschiedene Abneigung gegen die Doktoren der Medizin hegte, um einen derselben bei ihrem Hofstaate anzustellen, oder in ihrem Hause, selbst in schwierigen Krankheitsfällen, andere als Hausmittel und die Sakramente der Kirche zuzulassen.

„Trefflich, daß ich Ew. Hochwürden begegne!" rief dem Pfarrer der Cassier entgegen; nicht unzufrieden, sich in

einer neu beginnenden Unterredung von dem Aerger zu zerstreuen, den ihm de la Montée verursacht. „Se. Durchlaucht senden mich im Augenblicke an Sie, um zu erfahren, ob Herr Leodegar, der gottgefällige Mann, Ihr Hausgenosse, bereits nach dem Winterschlosse abgegangen, oder bereit sey, mit der Allergnädigsten Frau dahin zu verreisen."

Der Pfarrer bestätigte das Erstere, und fügte einige Worte der Neugierde bei, um zu wissen, was Leodegar eigentlich dort zu schaffen habe. Als Daudowich hierauf geheimnißvoll die Achseln zuckte, und schwieg, versetzte der Geistliche mit mißbilligendem Kopfschütteln: „Es ist unerhört, wie schweigsam und mysteriös sich alle Erscheinungen bei Hofe gestalten! Welcher Verstand kann sie enträthseln, durchschauen? Dieser Leodegar ist eine neue Aufgabe, und ich glaube, daß er eine gute ist, nur deßhalb, weil Se. Hochwürden, der Herr Dechant, ihn empfohlen. Denn andererseits gibt er so sonderbare Andeutungen von sich, daß ich geneigt wäre, ihn für einen Rosenkreuzer, verdammten Freimaurer, oder ähnlichen Bundesgenossen zu halten, der uns ein unsauberer Geist seyn dürfte, vermummt in einen frommen Rechtgläubigen."

„Erzählen Sie uns doch etwas Näheres von der Herkunft dieses Menschen," begehrte Daudowich; „er ist mir selbst noch niemals vorgekommen."

Der Pfarrer rieb sich die Stirne, und antwortete: „Hm! es möchte schwer fallen, etwas Genaues von seinem curriculo vitae anzusagen. Für's Erste, was gewiß ist, lautet es dahin, daß er aus dem Seminario zu Lüttich in unsere Lande gekommen; ein der Theologie Beflissener, aber nur mit den kleinen Weihen Versehener. Schon auf der Schule manifestirte er, kurz vor seinem Abgange, den Vorsatz, jede weitere geistliche Würde abzulehnen, weil ihm in einer schwärmerischen Verzückung die Sendung gekommen,

als ein frommer Weiser in Staub und Demuth die Welt zu durchziehen, zu lehren, zu rathen, zu helfen, zu heilen. Auf einem Spaziergange der Alumnen soll sich zum Erstenmale seine Heilkraft bethätigt haben. Derjenige, der neben ihm wandelte, wurde urplötzlich von einem heftigen Starrkrampf befallen, und lag wie todt darnieder. Alle Hülfsmittel der Kunst waren vergeblich. Der Student erwachte nicht. Da kniete Leodegar an seinem Bette nieder, und betete still zu Gott und den Heiligen, des Freundes starre Hand in der seinigen haltend. Siehe! nach einigen Minuten belebte sich der Leichnam wieder, wurde gesund, und konnte nicht genug erzählen von den Freudigkeiten des Paradieses, das er von ferne gesehen, und von des Fegfeuers Qualen, in denen er gesessen, bis ihn Leodegar durch sein Gebet zurückberufen und erlöset. Nun strömten dem jungen Gebetarzt viele Kranke zu. An Vielen soll sich seine Wunderkraft bewährt haben, und wenn es an Andern wieder nicht geschah, soll ihr Unglaube die Schuld getragen haben. Er prophezeite auch Dinge, die nachher richtig eingetroffen sind. Er hielt Betstunden mit vielen Gläubigen, und lehrte die Liebe zu Gott, vor Allem jedoch die Ehrfurcht vor den Dienern der Kirche, und stellte uns arme Geistliche dem Volke dar, als leibhaftige im Erdenlichte wallende Engel, als Träger einer fürstlichen Würde, deren er sich selbst völlig unwürdig erklärte. Bis daher war nun Alles gut. Aber die Fakultät der Heilkünstler wurde ihm auffäßig; und da er hin und wieder vermerken ließ, dieser oder jener mit Barett und Inful sey der Weihen eben so unwürdig, als er selbst, ging es ihm auch von der Clerisei aus nicht am Besten. Der Fürst-Bischof Georg Ludwig indessen war dem Leodegar günstig, und hielt ihn über der Fluth, bis dem jungen Manne einst einfiel, in seiner stillen Gemeinde zu behaupten: „jeder Fürst, wenn auch erwählet und gesalbt, sey des Todes

schuldig, wenn er sich gegen den Altar verginge und gegen die Diener desselben; und jeder Fromme sey berufen zu dessen Vernichtung, weil es vor Allem heiße: „Gebet Gott, was Gottes ist!“ Dieser häßliche Grundsatz wurde dem Bischof hinterbracht, der den Leodegar hinwegwies, und den Rektor des Seminariums, von dem ruchbar wurde, daß er mehrere Jünglinge in Leodegar's Sinn unterrichtet, seines Amtes entsetzte. Nun ist Leodegar nach Deutschland gekommen, und endlich, nach vielen Wanderungen, die man nicht kennt, in unsere Residenz wie aus der Erde gewachsen, um den hochwürdigsten Herrn Dechant durch sein Gebet von der Todeskrankheit zu befreien, deren der Mann Gottes beinahe unterlegen. Wie er hieher gekommen, wissen wir. Ob jedoch der Herr Dechant den Geist des Lichts empfohlen, weiß ich nicht. Leodegar ist finster, abstoßend; kaum daß er zehn Worte mit mir geredet. Er schweift umher in Feld und Wald, und ist gestern in später Nacht erst heimgekommen. Ein klein Büchlein mit der Passionsgeschichte unsers Heilands, ein Ecce-Homo-Bild und ein scharf geschliffenes Messer sind die Habseligkeiten, die ich bei ihm bemerkte. Ein Crucifix trägt er auf der Brust. — Was aus diesem Allem zu schließen, will ich meinen hochgeehrten Zuhörern überlassen, zu errathen.“

Daudowich hatte mit finstergefalteter Stirne, verschränkten Armen und gesenktem Kopfe zugehört. Ein leises: „Hm! so? ei?“ war der einzige Laut gewesen, der seinen Lippen entschlüpfte. Nachdem der Pfarrer geendet hatte, fragte er mit listigem Blicke und scharfer Betonung: „Wie können Sie so viele Beschuldigung und Argwohn auf einen Mann werfen, den, wie ich vermuthen darf, die Frau Markgräfin ihrer Gnade und ihres Vertrauens würdig hält? Wären Sie im Stande, zu beweisen, wo Sie die Data schöpften, die Sie uns mitgetheilt?“

Der Pfarrer, obgleich verlegen geworden, erklärte, der Brief eines Freundes aus der Residenz habe ihn am heutigen Tage erst von dem Wiederholten in Kenntniß gesetzt, und er sey erbötig, den Schreiber zu nennen und für dessen Wahrhaftigkeit zu bürgen.

Daudowich nahm sodann eine mildere Miene an, und versetzte: „Wenn ich Ihnen guten Rath geben soll, so verschaffen Sie sich über obige Umstände Gewißheit, und halten Sie reinen Mund. Es dürfte die Zeit kommen, wo Ihnen die höchsten Personen für Ihre Erläuterung Dank wissen werden. Gott befohlen, Herr Pfarrer. Der arme Lakai Anton, der am Fieber leidet, wird Ihnen für einen Besuch sehr erkenntlich seyn.“

Der Pfarrer machte sich eilfertig auf den Weg. „Mich wundert,“ sagte er mit spöttischer Bosheit, die auch dem Beschränkten gegeben ist; „mich wundert, daß man nicht Leodegar's Gebet meinen einfachen Remediis vorzieht!“

„Das hätte nicht so viel auf sich;“ rief ihm Daudowich nach: „wenn aber plötzlich der Weltweise wieder nach der Stola griffe, und sich einfallen ließe, Sr. Durchlaucht Beichtvater zu werden?...“

Der Pfarrer rannte eiligst und ärgerlich davon.

Der Hauptmann nahm nun das Wort, und sagte mit wichtigem Gesichte: „Der Herr hat Recht. Es geht bunt und blau an unserem Hofe zu. Wenn ich dürfte... heute noch säße der saubere Leodegar im Thurme. Was hat der Bursche mit dem blanken Messer zu thun? Ein Rosenkranz und eine Nachtmütze nur dürfen der Hausrath eines wandernden Philosophen seyn. Eine Arrestation in forma wäre mir ein gefundener Bissen. Seit ich in der Fürstin Dienst bin, habe ich mein Geschick bei solchen Anläßen nicht zeigen können. Ich wollte mit dem verdächtigen Menschen also-

bald fertig seyn, wie man eine Hand umdreht; trotz seinem Messer!"

Daudowich unterdrückte mit Mühe das Lachen, und entgegnete so ernsthaft, als es nur anging: Wahrlich, Herr Hauptmann, der Verdächtigen gibt es in Hülle und Fülle in unserm Hause. Wie gefällt Ihnen, zum Beispiel, der Herr Garde-Lieutenant?"

„Der Gelbschnabel mit den vollen Backen und dem windigen, schwachleinigen Leibe? Ganz und gar nicht, Herr Cassierer. Der Mensch ist entweder verrückt, oder ein Windbeutel, dem man nur, weil ihn der Herr lieb hat, keine Ohrfeigen gibt. Alle Wetter! der Bursche hat keine Lebensart. Den hätte mein seliger Rittmeister nicht auf der prima plana seiner Compagnie geduldet, und wenn er noch zehnmal in Flandern gewesen wäre!"

Der Hauptmann berichtete nun in allem Eifer, wie hochmüthig der Lieutenant sich gegen ihn benommen, und welch' verwunderliche Redensarten er ausgestoßen.

Daudowich hörte aufmerksam zu, nickte beifällig zu den zahlreichen Drohungen des Soldaten, und sagte sodann, ihn einige Schritte weit von der Thüre wegführend, leise zu ihm:

„Hat es denn seine Richtigkeit mit der Sage, Herr Hauptmann, daß Sie einstens aus den Niederlanden gingen, um einer Rencontre willen, worein Sie mit einem Offizier, der Sie beleidigt hatte, gerathen waren?"

Der Hauptmann starrte ihn mit offenem Munde an.

„Der böse Leumund," fuhr Daudowich kaltblütig fort, „der auch nicht von dem Gerechtesten läßt, behauptete dazumal: es sey bei der Rencontre von Ihrer Seite gerade nicht am Richtigsten zu- und ein Bischen Vorbereitung vorausgegangen, ehe Sie den Gegner niedergestreckt?..."

„Pah!" fuhr der Offizier mit zorniger Geberde auf.

Daudowich machte ihn jedoch schweigen, und setzte hinzu: „Warum so ärgerlich, mein Freund? Gegen den Beleidiger gilt bei mir zu Lande jedes Recht, und ein Schurke ist nur Derjenige, der sich nicht getraut, eine Beleidigung zu rügen, mit dem Eisen in der Faust. Ich habe Hochachtung vor Ihnen, Herr, und will Ihnen nur vorläufig mittheilen, daß eine gewisse vornehme Person auf Ihre Hand rechnet, wenn es erforderlich seyn sollte, den Schwindeleien des Garde-Lieutenants ein Ziel zu setzen."

„Wie? eine vornehme Person?"

„Nicht schwer zu errathen. Sie, als alter Hofbeamter, könnten wissen, daß mancher geliebt scheint, der insgeheim tödtlich gehaßt wird: aus Gründen. Ich will nicht hinzufügen, daß der Gescheidte, der den Hohen seinen Arm bei entscheidenden Gelegenheiten leiht, niemals unbelohnt davon geht. Ihnen, lieber Hauptmann, müßte der Majortitel gar nicht übel stehen?"

Der Offizier schmunzelte und dachte mit roher Sinnlichkeit an die leckeren Trunkfreuden, die im Geheimen die Majorsgage gestatten würde.

„Mich dünkt nicht minder, gehört zu haben, daß Sie von einigen, im Grunde unbedeutenden, Schulden gequält werden?" fuhr Daudowich freundlich fort.

„Vierhundert Thaler. Gott verdamme mich! nicht einen Pfennig habe ich verschwiegen. Ich stand im Begriff, Sie um einen Vorschuß anzusprechen, damit ich im Stande wäre, meinen Halunken von Gläubigern die Zinsen zu entrichten."

„Sollen ihn haben. Ich glaube sogar, man würde geneigt seyn, die ganze Summe für Sie zu bezahlen, ohne Rückforderung, wohl zu merken, wenn Sie..."

„Genug!" fiel dem Cassier der Hauptmann ins Wort. „Meinen Empfehl an die vornehme Person, und ich stehe

zu Diensten, wann und wie sie befiehlt. Ich weiß, was Subordination heißt, und wasche darum meine Hände. Es ist nur zu wissen, ob ich den französischen Kauz nur halb oder ganz auslöschen soll."

„Das wird sich finden;" versetzte Daudowich: „mäßigen Sie Ihren Eifer. Keine Unbesonnenheit! weder gegen den Lieutenant, noch gegen den Herrn Markgrafen. Sie werden von mir allein Ihre Verhaltungsregeln empfangen, und mit mir zufrieden seyn, wie ich voraussetze, daß wir es, mit Ihnen zu seyn, Ursache haben werden."

Sie trennten sich freundschaftlich, und gingen — der Hauptmann, um seinen Pallasch zu schleifen — Daudowich, um der Markgräfin zu melden, daß Leodegar bereits verreiset.

Die Fürstin befahl dem Diener, im Vorgemache ihrer ferneren Weisung zu harren, und setzte sich nachsinnend an den Tisch, einige offene Briefe durchmusternd, die vor ihr ausgebreitet lagen. Sie verweilte indessen nicht lange bei dieser Beschäftigung, sondern verlor sich in Gedanken und halbbewußtloses Selbstgespräch.

„Leodegar schon fort?" fragte sie sich, wie verstohlen: „Hat ihn die Furcht vor meinem Mißfallen so schnell entfernt, oder — der Wunsch, mir durch die pünktliche Erfüllung meiner Wünsche angenehm zu seyn?"

Das Lächeln, das sich nun über ihre verdüsterten Züge ergoß, ließ errathen, daß es ihr nicht unlieb seyn würde, in der letztern Vermuthung auf die Wahrheit gestoßen zu seyn. Sie überdachte nun mit aller Ruhe den gestrigen Auftritt in der Capelle, lebte noch einmal die Schauder desselben durch, und dennoch erfaßte kein neues Beben ihre Glieder, und ihr Geist gefiel sich, jenes Auftritts Schrecken zu durchwandeln.

„Wie er da stand!" sagte sie vor sich hin; „ein von

himmlischer Flamme beleuchteter Gottes-Herold, ein Bote des versöhnenden Heilands! Wie er schreckte durch seinen Anblick, entsetzte durch seine Drohung, beruhigte und heilte durch seine Friedensworte! Gewiß! der Dechant hat wahr geredet! Dieser Geist ist nicht von dieser Welt! Dieses Entsetzen und diese Besänftigung bringt Keiner, der nicht aus den Wolken käme! dem nicht ein himmlischer Odem in der Brust wohnte! Wäre er der Gemeinen einer, — er hätte niemals gewagt, was er gethan! Wäre er ein Alltagsmensch . . . ich müßte ihm ewig zürnen, ihn hassen, ihn bestrafen! Aber diesen zu strafen — wer vermöchte es? Ich glaube an seine Sendung; . . ich danke dem Herrn dafür, und die Zuneigung, welche das seltene Wesen mir beweist, ist — wie ich ahne — der sichere Grundstein meines Hauses! Wenn er, der Fürchterliche, will, so stirbt mein Sohn! so fällt unser Geschlecht! Weh' mir! O, daß es mir gelänge, Leodegar's drohende Macht mit dem Bande der Freundschaft zu fesseln, — auf ewig zu binden. Daß ich's erreichte, meinen Erich zur Frömmigkeit zu bekehren, ehe das Strafgericht hereinbricht! Nur Leodegar, für den seine eigenen Seherworte sprechen; für den mir Adrians felsentreues Wort bürgt, nur Er vermag das Unheil zu wenden, und er will's, wenn ich schweige, ... wenn ich ihm erlaube, mir zu dienen!" —

Die Markgräfin stand nun unruhig auf, trat zum Fenster, warf den Blick nach der Thurmspitze der Kapelle, und sagte so leise, daß kaum der Hauch ihres Mundes die Scheiben berührte: „Der grausame wunderliche Fremdling! Sprach er nicht von Zärtlichkeit? ... wagte er es nicht, mein Ohr mit dem Namen der innigsten Leidenschaft zu verletzen? Wie, sollte der Himmel mir, der Matrone, eine Prüfung senden, die nur eine junge sehnsuchtsvolle Brust nicht überwindet? Waffne Dich mit Ernst und sanfter Ho-

heit, Auguste! Der Jüngling lerne in Dir eine Freundin achten, und werde also mein und meines Sohnes Engel!"

Die Markgräfin näherte sich unvermerkt dem Bildnisse ihrer Schwester, blickte schnell auf zu demselben, und weinte. „Solche Reize auch verschlang des Todes Rachen!" seufzte sie bitter. „Auch sie, die Schöne, herrlicher als Helena, ging dahin? In der härenen Kutte wurde sie, die Fürstin aller Lust und Pracht, zur Erde bestattet? Und gerade gestern, an dem Tage ihres Verscheidens in meinen Armen, gerade gestern sprach mir, — während ich mein Gebet der Verstorbenen opferte — Leodegar von der Leidenschaft, die ihr Leben war, — die, erlaubt, mich einst beglückte; — unerlaubt, mich jetzt noch quält? O, welch' ein Zusammenhang in traurigen Dingen!"

Der Markgräfin Blick gleitete vom Bilde über den Spiegel, wurde sanfter; mit ihm die Worte der klagenden Zunge.

„Ich soll ihr nicht unähnlich gewesen seyn!" sagte sie, zufrieden, und betrachtend. „Auch auf meiner Wangen Roth, und meiner Augen Klarheit machten einst deutsche und wälsche Dichter Verse! Man pries meinen Reiz, wie Andromachens neben der siegenden Schönheit der Gattin des Paris! Und mein Gemahl war auch Hector, stark und würdevoll, und er verließ mich um den Ruhm und das Vaterland, wie Jener es gethan, aber mein Sohn war glücklicher als Astyanax, — der vom Thurme geschleuderte! Ihn erhielt das Schicksal zu meinem Troste, zu meiner Freude, . . . obschon ich auch Vieles — Vieles verloren! — Die Verlornen kehren nicht mehr wieder, wie die Gestorbenen! Isidor ist dahin, wie sein Vater, der Getreueste aller Liebenden!"

Sie faltete bekümmert die Hände, und sah vor sich

nieder, wo ihr die Einbildungskraft einen Grabeshügel zeigte.

„Boncampo!“ seufzte sie; „was Du mir gewesen.... wie Dein Bild im Wachen, wie im Schlummer mir gegenwärtig geblieben!...“ Sie riß sich gewaltsam aus dieser Erinnerung. „Höre es nicht, Geist meines Gemahls!“ rief sie schmerzlich; „einen Schleier über diese Bilder einer Freudenzeit, deren Qualen mich, die Schuldige, verfolgen! Welch' eine Kette von verhängnißvollen Tagen, seit dem Beginn jenes Carnevals, bis auf den Gedächtnißtag meiner Schwester, an welchem Leodegar.....!“

Sie raffte sich heldenmüthig zusammen, und scheuchte Leodegar's Gestalt grollend von sich. Tief in der Seele mißbilligte sie des Jünglings kühne Geständnisse, aber, obwohl ihn fürchtend, zürnte sie ihm nicht.

Sechstes Kapitel.

Ketten sind Ketten; wären sie auch von Gold;
die schwersten aber sind die der Sünde.

„Verena!“ rief die Hofdame von Eberstein verwundert, als sie in den Gängen des Winterschlosses der jungen Försterfrau plötzlich begegnete. „Verena! beim Blute des Heilands! Du hier? was machst Du in diesem Hause?“

„O, mein gnädiges Fräulein;“ versetzte die Bleiche, ebenfalls von der Begegnung erschreckt; „ich kann ja nichts dafür. Gestern war erst meine Hochzeit, und meines guten Herbold's Haus ist im verwichenen Frühlingssturme dermaßen baufällig geworden, daß die Mutter uns im Schlosse, bis das Häuschen hergestellt, Quartier gegeben.“

„Hm! So?“ sprach die Hofdame etwas begütigt; „ich wünsche Dir Glück zum neuen Stande, gute Verena; vor allem Geduld und Arglosigkeit eines Lamms. Wenn es der Himmel gut mit Dir im Sinne hat, so macht er Dich wohl bald zur Wittwe.“

„Ach du lieber Gott!“ seufzte entsetzt und halblaut das arme Weibchen, das nur eine Gelegenheit suchte, los zu kommen von dem Fräulein und dessen finsteren Gesprächen.

Die Eberstein nahm eine Schnur von Perlen aus ihren Haaren, und warf sie der Verena um den Hals. „Das Dein Hochzeitgeschenk!“ sagte sie stolz. „Erinnere Dich jedoch, so oft Du diese Perlen — kostbare Kleinodien — betrachtest, daß Du stumm seyst, wie die nasse Gruft, woraus der Taucher die Muschel holte.“

Verena küßte beschämt und von dem köstlichen Geschenke erfreut, Margarethens Hand und Kleid, und sagte leise: „Wie können Sie nur glauben, gnädiges Fräulein?...“

Die Eberstein legte ihr gütig den Finger auf den Mund, und fragte dann: „Wo ist die junge Hofdame, die gestern angekommen?“

„Im Garten, Ew. Gnaden.“

„Hat Sie mit Dir gesprochen?“

„Ich habe sie bedient.“ —

Die Eberstein sah lange forschend und starr in Verena's Augen und entfernte sich dann, nach dem Garten zu gehen. Als sie durch die Eisenpforte schritt, stand plötzlich Helene vor ihr, wie Verena im Schlosse; überrascht, ängstlich, kaum vermögend, einen Gruß zu stammeln.

„Grüße Dich Gott, mein bestes Herz!“ sagte die Eberstein ermuthigend. „Erschrickst Du vor dem Anblick Deiner Freundin?“

Und mit einer eifersüchtigen Heftigkeit, als ob man ihr einen Schatz hätte rauben wollen, zog sie das Mädchen an

ihre Brust, küßte sie auf Stirne, Augen und Mund, und Helene schien zu erstarren, unter ihren kalten Lippen.

„Du hier, Margarethe?“ flüsterte die Am Staig endlich. „Allein? mit der Gebieterin?“

„Mit der Markgräfin, mein Herz. Sie wartet oben Deiner. Ich suche Dich auf ihr Geheiß. Zuvor jedoch eine Frage. Hast Du gethan, wie ich verlangt?“

Helene schöpfte mühsam Athem, zog indessen alsobald ein Blatt graues Papier, sorgfältig zusammengelegt, aus dem Mieder, und gab es der Eberstein mit den Worten: „Deinen Brief an die Unbekannte habe ich bestellt, und heute Morgen durch denselben Kanal dieß Papier empfangen; ohne Zweifel eine Antwort auf Dein Schreiben.“

Margarethe betrachtete aufmerksam das mit einer vielfältig verknüpften Nestelschnur verschlossene Päckchen, und fragte lächelnd und langsam: „Hast Du gelesen, mein Herz?“

„Nein! auf mein Wort!“ entgegnete Helene eifrig und betheuernd. „Glaube es mir, liebe Eberstein! Ich lüge nicht. Ich habe das Papier nicht eröffnet, aber gewähre mir die Bitte, hinfüro niemals Aehnliches mir aufzutragen. Ich fürchte solche Heimlichkeiten, und wahrhaftig! ich glaube — seitdem ich Dein Geschäft übernommen, ist ein großer Theil meiner Ruhe verschwunden.“

„Das glaube ich auch!“ sprach Margarethe mit durchdringendem Blick und schwerer Betonung. Sie verbarg jedoch den bittern Zug um den Mund in ihrem Schleier, und setzte dumpf hinzu: „Folge mir aber jetzt, mein Kind. Die Markgräfin zählt die Augenblicke!“

Helene folgte der Pflicht und der zitternden Hand ihrer Freundin, die sie stürmisch mit von dannen riß. Aber Helenens Herz zitterte mehr als die Hand der Eberstein, und ihre Verwirrung stieg auf's Höchste, als sie vor die Mark-

gräfin trat, die gerade, finster vor sich hinsehend, in ihrem Gemache auf und nieder ging, und ein unfreundliches Gespräch mit der Kastellanin abzubrechen im Begriff war. Der Fürstin Miene erheiterte sich ein wenig, da sie Helenens ansichtig wurde; sie duldete mit Güte die Huldigung des Fräuleins.

„Ich sollte Sie mit Vorwürfen empfangen," sagte die Markgräfin zum Fräulein Am Staig; „doch weiß ich, daß nur ein Mißverständniß Sie bewogen, mein Oratorium an einen andern Platz zu verlegen, was ich nicht gemeint haben wollte. Da ich übrigens mich überzeugt habe, daß mein Altar besser an dem neuen Orte stehen werde, so mag's darum seyn, und ich willige jetzo ein in die Verlegung, während ich noch vorgestern nur von neuen Ornamenten sprach."

Helene bat stammelnd um Vergebung, deren sie die Worte der Fürstin im Voraus schon vergewisserten. Die Markgräfin redete ihr Muth ein, und ging mit ihr, durch das ausgeräumte Betstübchen, nach der rothen Stube, um die hier getroffenen Einrichtungen zu beloben.

„Du hast Geschmack;" sagte sie hier in einsamer Vertraulichkeit zu Helene. „Man sieht, daß Du im Kloster erzogen worden. Was aber noch mehr ist: Du hast Muth. Du hast, wie ich vernehme, hier die Nacht zugebracht? trotz der schauerlichen Sagen von dem anstoßenden Thurme?"

„Eine Magd des Schlosses schlief auf dem Boden, neben meinem Bette, Ew. Durchlaucht;" antwortete Helene schüchtern.

„Du hast nichts Gespenstiges gesehen, noch gehört;" fragte die Markgräfin wieder mit Vertraulichkeit.

„Nicht das Geringste;" entgegnete Helene unbefangener als zuvor.

Die Markgräfin küßte sie mit dem Ausrufe: „Der

Himmel erhalte Dir den Muth und das Vertrauen des Kindes zu dem mächtigen Vater. Bist Du diesem gehorsam, so kann Dir keine Gewalt der Nacht etwas anhaben. Bleibe hier, mein Kind, an Deinem Geschäfte. Ich sende Dir die Eberstein. Die Gute sehnte sich nach Dir, und ich mußte sie, obschon meine erste Wahl auf die Werdenberg gefallen, als meine Gesellschafterin herüber nehmen. Du hast es der kalten Marmorbrust angethan, mein Mädchen. Verena soll auch hier mit erscheinen, und Euch helfen. Seyd hübsch fleißig und rührt Euch nicht von der leichten Arbeit, während ich meine schwerere abthue."

Nach diesen Aeußerungen herablassender Freundschaft begab sich die Fürstin hinweg, ohne zu wissen, daß Helenens Busen unruhiger zu schlagen fortfuhr, als ihr eigener. Und Augustens Brust war dennoch nichts weniger als ruhig; sie ging dem Wiedersehen Leodegar's entgegen. Der junge Mann harrte in der That bereits im Vorzimmerchen, und trat vor die Herrin, nachdem die Eberstein zu Helene, die Kastellanin nach ihren Schlüsseln entsendet worden. Leodegar bückte sich verlegen; die Fürstin, am Fenster stehend, halb ihm den Rücken zuwendend, bezähmte mit einiger Mühe die Stürme des Grolls und der überraschenden Erinnerung. Endlich sagte sie, schnell auf Leodegar zugehend, trocken und fest: „Ich setze voraus, daß Euch die Beschämung angetrieben, Herr, meine Gegenwart zu meiden, und allein dieses Schloß zu besuchen, ehe ich Euch eingeladen, es in meinem Gefolge zu betreten. Ich halte dafür, daß Euer Bewußtseyn Euch hinlänglich für das Aergerniß strafte, das Ihr mir in der Kapelle gegeben, und befehle Euch — obschon ich vergebe — nimmermehr solchen Auftritt wieder zu erneuern, bei Verlust meiner Gnade und meines Schutzes. Ihr habt mir nun zu folgen, wie ein frommer Diener seiner Gebieterin, und Euer Trachten dahin zu wenden,

daß meine Wünsche an das billige Ziel gelangen, das ich beabsichtige. Verschwiegenheit und Gehorsam sind die Eigenschaften, die ich von Euch fordere. Folgt mir."

Leodegar, ohne eine Sylbe zu erwiedern, bezeigte mit kummervollem Gesichte seine Bereitwilligkeit zu gehorchen, und ging, wohin die Markgräfin ihn führte, Treppe auf, Treppe an; auf langen Wendelstiegen, durch manche Thüren, welche von der vorschreitenden Kastellanin immer wieder sorgfältig hinter den Aufsteigenden verschlossen wurden. Leodegar bemerkte, daß diese Treppen auf die Höhe eines Thurmes führten. Sie hörten vor einer schmalen Pforte auf, durch welche der Eingang in ein Zimmerchen gewonnen wurde, das sich unter dem Dache des Thurms befand. Das Stübchen wäre nicht unfreundlich zu nennen gewesen, aber das Tageslicht fiel nur durch in der Höhe angebrachte Fenster herein, die der Bewohner dieses Raums nur allenfalls mit Anstrengung zu erreichen vermochte; auf den Tisch oder den Stuhl kletternd, die zu dem Geräthe des Zimmers gehörten. In der Ecke, neben einem kleinen Schranke, stand ein Vorhangbett. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen, und auf dem schneeweißen Lager, in grüne Decke eingehüllt, lag ein Frauenzimmer, dessen Schönheit wenig zu der dürftigen, gefängnißartigen Umgebung paßte: ein herrlich, von dunkeln Locken umwalltes Haupt, mit zartgerötheten Wangen und brennenden, lebensvollen Augen. Leodegar, an der Thüre bleibend, lauschte überrascht und gerührt dem Auftritte, der sich nun begab. Die Kastellanin war vor dem Zimmer geblieben: die Markgräfin näherte sich dem Lager der holden Gefangenen, gütig, ohne Stolz und Härte; die Gefangene erwiederte nicht ihren Gruß, sondern starrte sie ernst und schweigend an.

„Ich glaubte, Sie krank zu finden;" sagte die Fürstin milde: „die Kastellanin hat mir solches berichtet. Doch

blüht Gesundheit auf Ihren Wangen, und ich freue mich dieses Wohlseyns. Mit demselben steigt ohne Zweifel die Sehnsucht nach Freiheit, und verliert sich der Starrsinn, der sich Ihrer Freiheit entgegenstemmt. Hat Sie der Vernunft Raum gegeben? Will Sie endlich, durch ein verständiges Entsagen, meiner Milde erlauben, meine Strenge zu entwaffnen?"

Die Gefangene verzog die Lippen bitter, und erwiederte kalt: „Ihre Milde, gnädige Frau, hat mich hier eingeschlossen. Ich bin der Zuversicht, daß Ihr Besuch mir den Tod ankündigen werde. Ist jener der Beichtvater, der mich darauf vorbereiten soll?"

„Lafare!" sagte die Markgräfin schmerzlich, „habe ich das um Sie verdient? Erinnert Sie sich nicht mehr der vielen Wohlthaten, womit ich Sie an meinen Hof gebunden? Wie hat Sie mir dieselben vergolten? Durch den schreiendsten Undank; durch Verführung meines Sohns!"

„Madame!" rief die Lafare entrüstet, und erhob ein wenig das zürnende Haupt: „unser Verhältniß war rein wie das Sonnenlicht: das beschwöre ich bei Allem, was mir je heilig gewesen; meine Ehre war mein höchster Stolz; und, hält sich ein Weib für gut genug, nach einem Fürstenmantel zu greifen, so beginnt es nicht mit der eigenen Entwürdigung."

Die Markgräfin schlug verwundert und gekränkt die Hände zusammen, und verharrte in dumpfem Schweigen.

„Ja, gnädigste Frau," fuhr die Lafare ruhig fort; „ich, die Enkelin eines großen Hauses, durfte darnach streben, neben Ihrem Sohne meinen Platz vor aller Welt als Fürstin einzunehmen, und diesen Plan verfolgte ich offen. Diese Offenheit ist mein Verbrechen, aber dennoch eine größere Tugend, als Ihre Heuchelei, gnädige Frau. Sie stellen sich schlimmer, als Sie sind, und erregen da-

durch mein Mitleid. Sie geben sich für eine selbstständige Tyrannin, während Sie nur die Kerkermeisterin Ihres Sohns sind. Sie wollen mich überreden, als ob nur mütterliche Sorge Ihnen Strenge gegen mich zur Pflicht mache, damit ich entsage, damit ich mich meiner Ansprüche begebe, während Ihr Sohn es ist, der, untreu und undankbar, seine Fesseln gebrochen zu sehen, und dennoch die Liebesmaske vorzubehalten wünscht. Verabredung, Ew. Durchlaucht; abgekartete Auftritte! ich durchschaue Alles. Aber darum eben bedauere ich Ihre Stellung; und fürchte Sie nicht!"

„O des Leichtsinns, o des Wahnsinns einer leidenschaftlichen Französin!" rief die Fürstin, heftig aufgeregt. „Ihr mißbraucht meine Langmuth und Güte, Mademoiselle. Welche Gedanken! welche Plane! Ihr, eines lothringischen Edelmanns Tochter, die Gemahlin meines Sohns?... eine Markgräfin des Reichs? Ehe ich dieses zugebe . . . .!"

„Lassen Sie mich auf Befehl Ihres Sohnes umbringen!" fiel die Lafare heftig ein. „Welche Winkelzüge, Ew. Durchlaucht! Warum in dem Dunkel eines Kerkers? warum nicht vor allem Volke, nach dem Urtheil eines unredlichen Fürsten? Aber dieser Fürst zittert vor der Stimme des Volks, vor dem Schrei ganz Europa's."

„Isaura!" sprach nach einer Pause die Markgräfin mit mühsamer Fassung. „Verbannt wenigstens diese Einbildung. Selbst auf dem verirrten Sohne kann ich nicht den Vorwurf der Unredlichkeit lassen. Unglückliche! Er will nicht Euer Elend! Er . . . ach, das ist ja eben mein Kummer! Würde ich Euch in Haft halten? würde ich Euch nicht lieber in's Vaterland zurückgehen lassen, um dort Eure Thorheit zu vergessen?"

„Im Vaterlande?" sagte Isaura mit triumphirendem Lächeln. „Ew. Durchlaucht wissen wohl, daß mein Bruder

die Schmach seiner Schwester rächen würde. Madame, die Lafare haben nie einen Gegner gefürchtet, — wäre er auch ein König gewesen. Die Lafare sind Ihnen am Range gleich. Ich bin eine Marquise. Land und Leute, Reichthum und Güter machen keinen Unterschied, und der Degen meines Bruders würde Ihren Sohn nichts desto weniger aufsuchen, mich zu rächen. Das weiß er; das wissen Sie, darum ward ich verhaftet, darum von aller Mittheilung an meine Familie ausgeschlossen; . . . darum . . . ."

Der aufwallende Stolz der Markgräfin funkelte in ihrem Auge.

„Sie vergißt sich, Lafare;" sagte sie niederdonnernd. „Sie spricht im Wahnwitz; nicht mein Sohn fürchtet sich vor der Rache eines wälschen Marquis; nicht ich. — Auf diese Gefahr hin, Mademoiselle, öffne ich Ihr heute noch die Thüre dieses Thurms!"

„Thun Sie es;" antwortete die Lafare gelassen; „ich bleibe jedoch, Madame. Dieser Bastillenhandel soll öffentlich werden. Jetzt, — heute — Ihro Hoheit, gehe ich nicht mehr von hinnen, . . . es kämen denn die Stände des Landes selbst, zu meiner Rechtfertigung mich abzuholen."

„Sie ist in der That von Sinnen!" rief die Fürstin bestürzt und ergrimmt. „Sie tritt meine Barmherzigkeit mit Füßen. Nicht zufrieden, meinen Sohn umgarnt zu haben, zu einer Zeit, wo das Wohl des Landes seine Vermählung fordert; nicht zufrieden, Zwietracht zwischen ihn und mich gesäet zu haben, häuft Sie jetzo noch, in Ihres wohlverdienten Kerkers Einsamkeit, Schmach auf Schmach, Beleidigung über Beleidigung auf mein Haupt! Sie fordert mich heraus. Die Schonung welche nun. Sie besitzt ein Eheversprechen meines Sohns; ich weiß es. Läugnen hilft nicht. Daudowich hat mir's be-

theuert. Gebe Sie dieses heraus, und gehe Sie dann nach ihrer Heimath zurück.

„Ich habe das Eheversprechen nicht mehr!" entgegnete die Lafare gelassen, wie oben; „dem spitzbübischen Dalmatier gehört jedoch der Strick an seinen Spionhals. Ich habe ihm den Strang schon einige Mal versprochen, und ich wette, er entläuft ihm nicht."

„Ich werde Sie durchsuchen lassen, Lafare!" rief wieder die Markgräfin erbittert. „Sie zwingt mich, alle Schicklichkeit hintanzusetzen."

Ich habe das Eheversprechen nicht mehr!" erwiederte Isaura wie oben. „Wozu eine Nachsuchung, die ich nicht dulden würde? In meinen Effekten hat der elende Daudowich bereits gewühlt, aber nicht den äußersten Saum meiner Handkrause soll irgend ein Mensch berühren! Vergebens auch! Wenn ich nun das Papier verschlungen hätte? oder in Stücke zerrissen dem Winde übergeben? Seyn Sie jedoch über diesen Punkt ruhig, Ew. Hoheit! Die Schrift ist in guten Händen! ist unverloren, wird für mich zeugen, zu Ihrem und Ihres Sohnes Schrecken!"

„Lafare! es spricht ein Teufel aus Euch!" rief die Fürstin erstaunt und empört; „was ist aus Euch geworden? Ihr wart eitel, hochmüthig, leichtsinnig, unbesonnen, aber böse glaubte ich Euch nie!"

„Ew. Hoheit!" antwortete Isaura mit einem Gefühl, das sehr von ihrer vorigen Kälte abstach: „Böses kann nur wieder Böses gebären. Obschon hier dem Himmel ziemlich nahe, hat doch kein Engel noch mit mir geredet, weil ich in der Gewalt des Bösen bin!"

Sie wendete sich von der Fürstin ab, und begann mit leiser und rührender Stimme einen Psalm zu singen. Die Markgräfin drehte sich erschüttert nach der Thüre, und bemerkte den daran lehnenden Leodegar, dessen sie, von der

Unterredung ergriffen, nicht mehr gedacht hatte. Sie trat zu ihm und sagte ihm kurz und leise: „Der Himmel hat Euch zum Zeugen eines Auftritts gemacht, der Familiengeheimnisse schnöde entschleiert. Ich vertraue jedoch der Ergebenheit, die Ihr mir betheuert habt, und bitte Euch, die Kraft des Gebets und der Ueberredung, die Euch Gott gegeben, anzuwenden, jene Unglückliche wieder zum klaren Bewußtseyn ihrer Pflicht zu bringen. Rechnet auf meine Gnade, wenn es Euch gelungen, das Fräulein zur Entsagung zu bewegen, und dadurch einen großen Kummer meines Herzens von mir zu nehmen. Ich lasse Euch bei Ihr allein."

„Was thäte ich nicht meiner Gebieterin zu Liebe?" versetzte Leodegar demüthig, und die Markgräfin verließ die Stube rasch. Leodegar näherte sich Isauren, die erschreckt in die Höhe fuhr, und rief: „Welche Unanständigkeit, mein Herr Abbé? Sind Sie hier geblieben, um mich auf meine letzte Stunde vorzubereiten, so treten Sie einen Augenblick vor die Thüre!"

Leodegar that es. Nach einer Minute rief ihn Isaura. Sie saß ganz angekleidet am Tische, die Vorhänge des Bettes waren zugezogen. Alles war in Ordnung. Sie lud den jungen Mann ein, sich neben ihr niederzulassen. Dann blickte sie ihn an, und er war betroffen, ihre Augen voll Thränen zu sehen.

„Ach, Herr Abbé," rief sie ausbrechend: „meine Lage fordert mehr als menschliche Geduld. Ich bin jung, ich habe geliebt, ich habe gehofft, und Alles ist nur ein Traum gewesen, ein schaler, leerer Traum."

„Ergebung würde Sie schnell zur Ruhe, zum Glück der Freiheit führen!" meinte Leodegar.

„Ergebung, mein Herr! Nimmermehr! Der Anblick meiner Feinde schnürt mir die Brust zusammen, und ich

werde so hart, so rauh, als mich die Natur im Grunde zart geschaffen hat. Diese Fürstin .... ihr Sohn ....! welche Barbaren!

„Vergeben Sie der Muttersorge der Einen, und mißkennen Sie den Andern nicht.

„Herr Abbé!" sagte Isaura bestimmt. „Ich weiß, daß er mich verrathen, hingeopfert hat. O, es wird zur Sprache kommen! — Aber ..." setzte sie betrübt hinzu: „es wird zu spät seyn, wenn man mich so bald und im Stillen aus der Welt schaffen will!"

„Um Gotteswillen, mein Fräulein! Verbannen Sie diese Gedanken! Die Markgräfin denkt nicht daran, die mindeste Gewalt gegen Sie zu verüben, viel weniger...."

Isaura sah ihm forschend, Beruhigung suchend, in das Auge. Dann versetzte sie: „Sie scheinen gut zu seyn, mein Herr! Sie sind vielleicht unbekannt mit dem Vorhaben, womit man sich trägt. Wenn Sie jedoch nicht den Auftrag hätten, mich zu bereiten auf das Letzte, so wäre dieses noch hinausgeschoben; denn ohne Beichte werden sie mich doch nicht sterben lassen?"

„Sie werden leben, mein Fräulein, und glücklich leben, wenn Sie nur wollen! Ich bringe nicht den Tod. Er weicht sogar manchmal, wo ich erscheine!"

Isaura sah ihn forschend an. Er fuhr fort: „Ihr Bruder, mein Fräulein, weiß davon zu sagen."

„Mein Bruder? Kennen Sie ihn?"

„Ich habe ihn gekannt; Gott hat auf mein Gebet das Leben ihm wieder geschenkt, als er, vom Starrkrampf getroffen, neben mir ohne Besinnung und Bewegung hingesunken."

„Ach!" schrie Isaura auf: „Sie ... Sie haben ihn gerettet? Sie sind jener gottgeliebte Leodegar, von dem er tausendmal geschrieben, tausendmal gesprochen in dank-

barer Wonne? Empfangen Sie auch meinen Dank, Mann des Himmels! Hören Sie meinen Jubel über das Glück, das Sie gerade zu mir führen mußte! Nun fürchte ich nichts, da der Retter meines Bruders den Weg zu mir gefunden, Sie werden nicht dulden, daß man mich mißhandle, . . . daß . . . ."

„Nicht auf Menschen, auf den Himmel bauen Sie. Er verläßt die Seinigen nie!"

„Wissen Sie auch von dem spätern Leben meines Bruders?" fragte Isaura in ihrer Freude weiter; „daß er eine Pfründe erhalten . . .?"

„Ich weiß."

„Daß aber kurz darauf unser ältester Bruder René gestorben, und der Vater den guten Dieudonné von seinen Weihen dispensiren ließ, damit er Stammhalter werde?"

„Auch dieses, mein Fräulein, weiß ich."

„Daß er alsdann mit derselben Freudigkeit den ehrenvollen Stand der Waffen ergriffen? daß er, von dem Pabste für dessen Dispens zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen verpflichtet, sich als Volontär auf ein Maltheserschiff begeben?"

„Auch dieses, mein Fräulein."

„O gewiß ist er siegreich bereits zurückgekehrt in unsers Vaters Haus; sagte die Lafare mit Begeisterung! „wehe dann dem Markgrafen, wenn Dieudonné vernommen, wie man seine Schwester behandeln durfte. Er wird kommen wie ein Blitz, der Rächer meiner Schmach, und nur seine Hand kann mir Genugthuung verschaffen gegen den treulosen Fürsten. Ich will nicht mehr seine Hand und seinen Thron, aber gedemüthigt will ich ihn seine Schuld bekennen hören unter meines Bruders Faust!"

„Mein Fräulein;" begann Leodegar düster: „wie soll ich's anfangen, Ihnen zu sagen, was Sie wissen müssen,

ob es Sie gleich aus den Himmeln Ihres Ehrgeizes schleudern wird? Dieudonné's Faust rührt sich nicht mehr; heimgekehrt ist er vor einem Mond zum Hause seiner Väter:... als eine Leiche; denn unweit Candia erschlug den Tapfern, in einem wüthenden Entergefechte ein tunesischer Schiffshauptmann, bevor er sich an die Galeere des Ordens ergab!"

Isaura stürzte mit einem Schrei vom Sessel. Leodegar hob sie auf, wendete alle Mittel an, sie zu sich zu bringen. Sie erwachte unter Thränenströmen. Leodegar sagte weich und besänftigend: „Beten Sie für Deodat's Seele, dessen Tod ich durch einen seiner Kriegsgefährten erfuhr. Denken Sie aber in ihrem Schmerze daran, daß Sie jetzo die einzige Stütze Ihrer Eltern sind, daß diese Ihre Hülfe erwarten, und daß ein verständiges Entsagen eitler Hoheitsträume Sie schnell in die Arme der Trauernden zurückführt, belastet von dem Segen und den Gaben einer getrösteten und vergebenden Mutter; vergessen von dem Unbestand eines leichtsinnigen Fürsten, der niemals Ihrer Liebe würdig gewesen!"

Er verließ die Gebeugte, Weinende, und folgte der bleichen Verena, die an der Mutter Statt gekommen war, die Thüren zu verschließen.

„Das gnädige Fräulein von Eberstein wünscht sehnlichst, Sie auf einen Augenblick zu sprechen, gelehrter Herr;" sagte die Försterin leise und vertraulich auf dem letzten Treppenabsatze zu Leodegar, der mit einem unwilligen Blicke erwiederte: „Schon gut; doch verdient die Gebieterin den Vorzug." —

Somit trat er zu der Markgräfin ein, die am Fenster stand, in den Hof sah, und sinnend an den Fransen des schweren Vorhangs spielte. Sie drehte sich langsam nach dem Kommenden um, und die schwärmerische Wehmuth,

die auf ihrem Gesichte lag, ergriff zaubermäßig den schwärmerischen Leodegar. Auf der Fürstin Frage: „Was bringt Ihr mir von der Unglücklichen, von der Verblendeten?“ antwortete er:

„Die Aussicht auf Versöhnung und Ausgleichung, hohe würdige Frau. Ich habe — der Himmel flößte mir den Gedanken ein — eine Saite in des Fräuleins Brust berührt, die durch ihren Klageton volle Harmonie in Isaurens Seele bringen wird. Ich hoffe, Ihnen, gnädigste Frau, Beruhigung, vollen Trost verheißen zu dürfen, und fordere Sie auf, Ihrerseits das zu thun, was Ihres Herzens würdig ist.“

„Das wäre?“ entgegnete die Fürstin aufmerksam.

„Ew. Durchlaucht werden nicht säumen, denke ich,“ fuhr Leodegar fort, „Isauren augenblicklich frei zu geben, um durch diese Handlung der Gerechtigkeit das Gemüth der Erbitterten völlig zu gewinnen.“

„Meine Sanftmuth sträubte sich stets gegen ein Verfahren, das mir die Sorge für meinen Sohn und seine Würde zur Pflicht machte;“ antwortete die Markgräfin langsam: „jedoch, einmal begonnen, soll es sein Ziel erreichen. Ich würde mich eine launenhafte Despotin schelten, wenn ich, wie zum Spiele, einen Menschen seiner Freiheit beraubt hätte, um ihn dann, gerade nur weil es mir so gefällt, wieder loszulassen. Isaura gebe das Eheversprechen zurück, das sie meinem Sohne abgeschmeichelt, — sie schwöre, ihn nicht mehr sehen zu wollen, und ich bin bereit, ihr zu vergeben, sie reich entschädigt heim zu senden.“

„Womit wollen Ew. Durchlaucht die Aermste für mondenlange Kerkerqual entschädigen?“ fragte Leodegar mit aufblitzenden Augen: „Sollen die Goldstücke der Gewaltigen die vermißten Sonnenstrahlen, die verlornen Tage der Unschuldigen bezahlen? Kann diese Brust voll Huld und Liebe, kann sie vom Vorurtheil des Rangs sich nicht losreißen?

Du bist eine Heilige in Deiner Andacht, Du entfaltest alle Demuth einer Büßerin, und willst dennoch in Deinem Schlosse die kalte, harte Fürstin bleiben, die verdammt, was sich mit ihren Wünschen gerade nicht vereinigt?"

„Welch ein Ton schon wieder?" fragte die Markgräfin staunend.

„Die Worte Deines Engels!" fuhr Leodegar begeisterter fort: „Du hast mich zu Deinem Vertrauten gemacht; ich bin dieser Stelle würdig, denn ich verehre, ich liebe Dich. Ich bin neidisch auf Deine Reinheit, auf Deinen Heiligenschein! So schön als Deine Gestalt vor mir steht, so schön soll auch Deine Seele bleiben. Auch Du hast Gefühle der Liebe empfunden! verdamme nicht Isaura, die nichts Schlimmeres that. Auch Du hast Fehler zu sühnen; vergib der Fehlenden. Decke die Schmach Deines Sohnes nicht mit Tyrannei; lösche sie aus durch Deine Tugenden! Bedenke den Zustand Isaurens! Erwäge Dein Unrecht! Wenn sie Gott heute zu sich riefe! wenn der Kerker heute ihren Verstand verwirrte? welche Vorwürfe für Dich? welche Waffen in den Händen des Geschicks gegen Deinen verführerischen, lüstenfröhnenden Sohn!"

Die Markgräfin stützte sich erschüttert auf eine Console. Leodegar sprach heftig weiter:

„Wie herrlich Du vor mir stehst! wie himmlisch diese Verwirrung! Und sollte sich vor mir die Hölle öffnen, ich müßte Dich anstarren, weil ich Dich liebe! ich müßte Dich retten, weil ich Dich liebe! — Du, die Mutter des abscheulichen, gottesläugnerischen, priesterverachtenden Sohns? Nimmermehr! Es kann nur eine Täuschung des Bösen seyn! Du bist rein und hell wie eine Jungfrau! Lust des Lebens und Jugend des Lebens lächeln von Deiner Stirne! Du bist werth, einem Seraph zu gehören, und ein überselig Ziel winkt mir, wenn ich, der Schwache, Sündige, nach

Deinen Reizen strebe! Nenne es nicht Wahnsinn, was mich hinreißt zu Deinen Füßen! Es ist die Gewalt des Himmlischen, die mich vor Dir niederstürzt! Gesegnet seyst Du, Bild meiner Ahnungen, Bild meiner Träume! Königin der Tugenden und meines Lebens! Oeffne Isauren das Gefängniß, und binde mich in Deine Fesseln! Lebe in meiner Liebe ewig, ewig in Deiner Tugend! Deinem Sohne, dem Schänder des Altars, lasse den Tod!"

„Entsetzlicher!" schrie die Fürstin voll Angst und Schrecken; riß sich aus den Armen des Sinnlosen, der seinen brennenden Mund auf ihren Hals gedrückt hatte, und eilte nach der Thüre. Da ihr Leodegar wild den Weg vertrat, rief sie mit von Zorn erstickter Stimme: „Ihr seyd ein unheilbar Rasender, und Raserei ist, was das Volk in Euch als Göttliches verehrt. Ihr sollt mich ferner nicht beschimpfen! fort! Auf der Stelle hinweg! Nimmer vor meinen Augen laßt Euch sehen!"

Die Schönheit der Fürstin, bis jetzt erhöht durch die weibliche Angst und blöde Verwirrung, verwandelte sich unter diesen Worten in den zürnenden Affekt einer schwerbeleidigten Herrscherin. Ihr Auge blitzte, ihre Geberde drohte, und der zu sich kommende, entmuthigte Leodegar sah den Engel vor sich, der ihn aus dem Paradiese verwies. Kaum hörbar, entgegnete er die Worte: „Heilige! die Sünde hatte mich übermannt, aber gewaltiger ist Dein Unwille, und gerecht. Ich gehe, um Dir zu gehorchen, und zu dienen." Mit erhöhter Stimme setzte er hinzu; „Ich vergelte Dir die Verbannung nicht mit Haß; mit Wohlthaten lohne ich Dir. Wenn Einer Deinen Sohn, Dein Höchstes retten kann, so bin ich es, und tilge also meine Schuld!"

Er entfernte sich, ohne einen Blick auf die Markgräfin zu werfen; er entlief, wie ein vom Fluch Verfolgter, nach

dem düstern, wilden Garten, wüst wie sein Gemüth. Er warf sich in dichtes Laubgebüsch, ein Reh aus dem Lager scheuchend: er zerschlug seine Brust, er weinte Thränen des Vorwurfs, doch das liebe helle Bild der fürstlichen Frau erwuchs auf's Neue in der wunden Brust, zeigte sich lockend auf's Neue durch den Schleier seiner Zähren.

Er hatte lange geklagt in öder Einsamkeit; seine brennende Stirne war trocken geworden von Tropfen der Angst, seine glühenden Augen von Perlen des Kummers: er raffte sich auf, und schlich unter den in schwüler Nachmittagshitze welkhängenden Blättern, unter dem, abermals mit Donner- und Regengewölke umzogenen Himmel, einher, dem Schatten eines gefallenen Engels ähnlich. Unfern vom wüsten See kam ihm unvermuthet Helene entgegen. Er kannte sie kaum, so hatte heftige Bewegung ihre Züge verändert. Starke Röthe strahlte von den sonst feingefärbten Wangen, zerstreut war ihr Blick. Mit einem Schrei der frohesten Ueberraschung warf sie sich jedoch ihm entgegen, und faßte seine zitternde Hand.

„Welch' ein Glück, daß ich Sie finde, Herr Leodegar!" rief sie leidenschaftlich: „Ich habe die Arbeit und Gesellschaft verlassen, um Sie aufzusuchen. Dank sey dem Himmel, der mich den guten Geist finden ließ, während mir der Böse begegnen konnte!"

„Der Böse?" fragte Leodegar bitter: „Sie verließen ja die Eberstein im Schlosse, und da . . . . ."

Helene war schnell erbleicht, und unterbrach den Freund mit den Worten:

„Nicht doch, Leodegar. Ich meine einen schlimmern, der . . . ." sie sah sich schüchtern um, „der mich heut' am Morgen hier verfolgte, und mit dem Abend wiederzukehren versprochen hat. Ich soll nicht von ihm reden, — ich soll

ihn nicht nennen, aber die Angst läßt mir nicht Ruhe, und wem entdeckte ich mich lieber, als Ihnen?"

„O, mein Fräulein!" seufzte Leodegar: „Ich bin heute zum Tröster verdorben, doch ist Ihre Bewegung so auffallend, so beunruhigend, daß ich Ihnen die Mittheilung Ihrer Bedrängniß, die schon erleichtert, nicht wehren mag."

Er führte sie auf eine Steinbank, unfern vom See, umdüstert von rauh verflochtenem Geisblatt, und bat sie, zu reden. Sie stammelte in kurzen Absätzen: „Stellen Sie sich vor: der Markgraf ist hier, verborgen und verkleidet."

„Der Markgraf?" seufzte Leodegar finster und schnell.

„Was er will, was er beabsichtigt, weiß ich nicht;" fuhr Helene eilig und verschämt fort, „doch ahnt mir Böses. Ich lustwandelte heute früh in dem Garten; plötzlich stand er vor mir, in eines Jägers Tracht. Er hatte mich kaum einen Augenblick bei Fackelschein im Sommerschloß gesehen, und erkannte mich dennoch auf der Stelle. Er sprach mit mir; ich hörte kaum vor Schrecken. Er faßte meine Hand; noch, glaube ich, brennt sie von seinem Drucke. Er nannte mich . . . . . ich darf's nicht sagen, die Scham schließt mir den Mund; aber ich bin unglücklich, weil er mir zugelächelt, weil er versprochen, wiederzukommen — heut zu Abendzeit — weil er befohlen, daß ich käme, — weil er verboten, streng verboten, seiner Mutter, irgend Einem oder Einer zu entdecken, daß er hier ...., daß ...."

Sie verstummte, und sah, ängstlich athmend, unter den gesenkten Wimpern scheu empor zu dem theilnehmenden Freunde, der mit gefalteter Stirne anhob:

„Aermste! so schnell trat der Augenblick ein, den ich befürchtete? So hastig greift Jehu's Geierkralle nach der Taube? Wehrlose Unschuld! deßhalb klopfte Deine Brust in Angst und Noth? Wahrlich: der Verführer ist Dir nahe,

und die höchste Zeit, dem brüllenden Löwenrachen zu entgehen!"

„Ich armes Mädchen!" klagte Helene: „ich begreife nur, daß mir an diesem Hofe Unheil droht! Wie aber, Freund, Vater, wie entgehe ich den Schlingen des Bösen? Soll ich die Fürstin in Kenntniß setzen, und sie betrüben, und den Zorn des Herrn auf mich laden?"

„Besser seinen Zorn, als seine Liebe. Der Jungfrauendieb, der Verführer vergiftet mit seinem Hauche. Oder hätte er Sie bereits bethört mit dem Schmeichelworte, doppelt gefährlich in dem Munde eines Gewaltigen? Hätte er Ihnen einen Purpurmantel über die Zukunft gelogen, die nur Schmach für Sie im Schooße trüge? — Hätten der Eberstein Einflüsterungen Ihre reine Unschuld bereits hoffähiger gemacht?"

„Die Eberstein hatte selbst mich vor dem Markgrafen gewarnt, ihn geschildert wie einen Engel des Abgrunds; darum fürchte ich ihn so sehr, und weiß von dieser Furcht nicht klare Rechenschaft zu geben. Er ist Bräutigam, wie ich gehört, und Sünde wäre seine Liebe zu mir, und, wenn er auch frei, und nicht Markgraf — ich könnte ihm ja doch nicht gut seyn, weil . . ."

„Diese Worte richten mich wieder auf!" unterbrach sie Leodegar feierlich: „Er verdient nicht Ihre Neigung! er verdient kein tugendhaftes Herz. Seine Brust ist eine schwarze Tiefe. In sein falsches Herz gehört nicht der Pfeil der Liebe, sondern der Dolch verschuldeter Strafe — und — bei Gott! — gälte es einen Engel, — Sie, Helene zu retten — ich führte den Dolch!"

„Ach!" rief Helene und bedeckte, erschrocken vor dem häßlichen Bild, mit beiden Händen die Augen. Leodegar's erhobenes Haupt sank erschlafft zur Brust nieder, sein Arm in den Schooß, und er setzte mit niedergeschlagenen Augen,

wie bereuend, bei: „Aber Sie haben ihm ja am Mutter-Gottesbilde das Leben gerettet! und der lebendigen Himmelskönigin habe ich ja heute erst geschworen, für, nicht wider ihn zu seyn! Voreiliger Eid, den nichts zurückkauft, so wie meine Sehnsucht sich nicht abkaufen läßt! Sie müssen aus Jehu's Häusern; das ist das Dringendste! Nicht der Verrath an die Mutter, die den Sohn abgöttisch verehrt; nicht Vertrauen zu einer feindlichen Freundin, noch zu eigener Stärke kann Sie retten: die Flucht allein!"

„Wohin?" jammerte Helene: „Ich habe keine Eltern mehr; keinen Bruder. Die Tante wird mich verstoßen, wenn ich ihr nicht entdecke . . . ."

„O nimmer!" rief der Schwärmer: „Sie wären nicht das erste Opfer, das die erste Kammerdienerin dem Götzen gebracht. Wozu auch Menschen? Lebt nicht Gott? Kleidet er nicht die Lilien des Feldes? Hält er nicht unsere Tage in seiner Hand? Auch ich, Helene, auch ich bin wieder hinausgestoßen in die Welt, und weiß nicht, wo ich mein Haupt hinlege, welcher Rabe mir die Speise bringt . . . und doch will ich nicht sterben, sondern ferner leben und ferner athmen, und ich werde es!"

„Sie scheiden von hier?" fragte Helene rasch: „Wie könnte ich hier noch länger leben, — allein unter diesen Menschen? Nicht allein des Fürsten Verfolgung, — andere Geheimnisse noch, die mich erdrücken, heischen meine schnellste Entfernung. Ich will Ihnen folgen, mich Ihnen anvertrauen. Wir sind beide gut, beide fromm: der Himmel wird uns nicht verlassen, und mir einen Theil der Gnade schenken, die Ihr Haupt bekrönt!"

„Mein sündig Haupt!" versetzte Leodegar bitter: „Sie schließen sich nicht der Tugend an, wenn Sie mir folgen, Fräulein. Ich habe verdient, was mir so bitter widerfährt. Ich bin ausgestoßen vom Glücke, und kann mich wieder

nicht von seines Reiches Grenzen trennen. Ich war gekommen, um das Schwert zu bringen, nicht den Frieden. Engel haben geredet, und ich habe das Schwert weggeworfen und die Palme genommen. Eins muß ich vollenden, darum bleiben und den Frieden schaffen."

„Sie, der Friedenlose?" fragte Helene mit ausbrechender Schwärmerei: „Ach, ich fürchte, Sie suchen den Streit, und meiden die Ruhe, die Ihnen Frömmigkeit und Gottvertrauen sichern würde. Sie bergen gewiß ein trefflich Herz unter der wunderbar wechselnden Hülle. Mein halbes Leben gäbe ich darum, das Ihrige versöhnend umzugestalten!"

Wie Blitze fuhren diese Worte an Leodegar hernieder. Er sah sprachlos die Begeisterte an, die ihrerseits nicht daran dachte, — wie stets die Unschuld offen ist — die Gefühle zu bemänteln, die ihr Mund rücksichtslos ausgesprochen. Helenen's Rechte lag betheuernd auf ihrem Herzen, Verklärung auf Stirne, Wangen und Lippen, und leise, aber zärtlich wie ein liebender Geist berührte ihre Linke die Schulter Leodegar's. — Dieser gewann endlich wieder die Sprache, Bewegung und Gefühl, das Glück zu begreifen, das sich ihm in Helenen's Rede aufgethan.

„Ahne ich das Höchste?" stammelte er, kaum seiner mächtig: „Sehe ich den Fingerzeig des Allmächtigen? Will er sein größtes Wunder an mir thun? das sündige Verlangen mit dem reinsten Gefühle vertauschen? unter diesem traurigen Wetterhimmel einen schönen Frühling aufblühen lassen um mich her? Helene! Engel der Klarheit! . . . . . Du willst mir gehören . . . . dem Unwürdigen?" —

Und bei diesen Worten entschwand sie von seiner Seite, wie ein Schatten, und kaum vernahm im Laube der Einsame ihren verhallenden, flüchtigen Schritt. Begeistert, die Hände auf der Brust gekreuzt, stand Leodegar auf, blickte stolz in die Wolken, und redete mit dem Schicksal, forderte die

Gewalt der Sünde heraus zum Kampfe, langte nach dem Urbilde der Klarheit mit den Armen seines Geistes, und sank trostlos zurück. Helenens Worte waren tauber Samen auf steinigem Felde; doch nebenan trieb das Verbotene mastige Frucht, und nach dem Zauberbilde, dessen die trunkenen Sinnen begehrten, verlangte immer und immer das schwache Herz, das schwärmerisch brennende Gehirn. —

Wild und verdrossen aufblickend aus diesem Kampfe, gewahrte er des Fräuleins von Eberstein, das, die prüfenden Augen auf ihn geheftet, plötzlich vor ihm stand, als wäre es aus der See gestiegen. Unmuth und Schrecken entlockten ihm eine abweisende Geberde. Margaretha sagte dagegen mit spitzem Tone:

„Die Höflichkeit der Weltweisen ist nicht die größte, mein Herr. Ich ließ sie ersuchen, mir einen Augenblick zu schenken, und sie vergaßen der Freundin des Bundes, um Ihre Zeit einer liebenswerthen Schülerin zu weihen."

Sie deutete nach der Gegend, wo Helene verschwunden war. Leodegar entgegnete kalt:

„Das harmlose Kind bedarf keines Lehrers. Sein Schutzengel vertritt die Stelle, und wir Beide könnten, dünkt mir, von Helene lernen."

„Wie es Ihnen gefällt;" antwortete Margarethe spröde, „doch kann ich Sie nicht meiner Gegenwart überheben, weil wir einmal in unsern Planen und Geschäften uns nahe zu stehen das Unglück haben. — Ein Bote des Herzogs war bei mir. Der alte Herr ist ungeduldig, zu erfahren, ob und wie Sie gehandelt haben, Freund. Er liebt schnelle Maßregeln; zu der schnellsten haben Sie sich verbindlich gemacht, jedoch den Augenblick versäumt. Was soll ich dem Herzog für die Folge melden? Zeit ist's, daß der geheime Zorn mit einem Schlag sich öffentlich entlade. Des Mark-

grafen Vermählung ist vor der Thüre. Jetzt muß er den Platz räumen, wenn überhaupt; später ist's zu spät."

Leodegar nickte unschlüssig und schweigend mit dem Kopfe.

„Ein Vorwand ist gefunden, der dem Herzog erlaubt, mit einemmale das Land mit Truppen zu besetzen: ein schreiender Zug von Unmenschlichkeit ist am Tage. Jener Thurm verbirgt das arme Fräulein Lafare, das der Markgräfin Härte und des Sohnes Untreue, nachdem er sie verführt, dort eingekerkert haben. Im Begriff, nach Hause zu reisen, hat Daudowich die Arme gefangen genommen, und bei Nacht hieher zurückgebracht. Ich bewohnte noch das rothe Zimmer. Der Schlot des Kamins desselben steigt bis unter die Fenster des Thurmkerkers empor. Indem die Lafare zu ihrem Gitter emporkletterte, konnte sie eine Schnur mit einem Briefe versehen, zu mir hinunterlassen, als wir unsere Nähe zufällig durch Stimmenlaut erkannt, und ein Loosungswort gegeben. Ein Bleistift und das Eheversprechen, womit Isauren der Tyrann bestochen, waren, von der Kerkermeisterin nicht gefunden, ihre einzigen Schätze geblieben. Sie hielt noch immer den Geliebten für unschuldig an der Gewaltthat, aber endlich ist mir's gelungen, sie aufzuklären, und das Eheversprechen als Beweis, und eine beredte Bittschrift um Erbarmen und Hülfe, an den Herzog, des Markgrafen Oheim gerichtet, kam mir zur Händen, nachdem ich Isauren längst dieß Mittel zur Befreiung vom Kerker — vielleicht von einem geheimnißvollen Tode — angegeben. Das Packet ist bereits durch mich an den Herzog abgesandt, und dem Boten ein Wink gegeben, daß Erich zur Zeit sich in den Bergwerksdörfern an der Gränze befinde, wo es leicht sey, ihn zu entführen, aufzuheben, oder aus dem Wege zu räumen. Darf ich jedoch dem Herzog die Versicherung zukommen lassen, das Sie, Leodegar, thätiger

seyn werden, als bisher, wenn die Umstände und unvorhergesehne Begebenheiten den Fürsten wieder in Ihren Bereich bringen sollen?"

„Ich werde selbst dem Herzog eröffnen, wie ich es zu halten gedenke;" entgegnete nach kurzem Besinnen Leodegar: „ich werde zu ihm gehen, da mich die Markgräfin entlassen."

„Schon? die Andächtige den Frommen? sagte die Eberstein mit finsterm Lächeln. Dann setzte sie, gekränkt von Leodegar's schnödem Abweisen, hinzu: „Sie brauchen sich jedoch nicht weiter zu bemühen. Morgen erwarte ich den Herzog, der an seiner Gränze weilt, in der Nähe dieses Schlosses. Heute erreicht ihn mein Schreiben. Morgen ist er sicher hier."

„Sie sind schnell, mein Fräulein!" entgegnete Leodegar bedeutend: „Ihre Streiche sind dicht und besonnen, wie die des geschickten Fechters. Doch — was bewaffnet so unerbittlich diese Hand, geschaffen zu friedlicherm Thun? Was entzügelt in ihrer Brust so grimmigen Haß, dem Weibe sonst so fremd? Wenn ich beschworen, den zu opfern; der die Religion mit Füßen tritt, und ihre Diener, die ich beide hoch verehre, so ist's kein Wunder: ich bin ein Mann, wild in meinem Verlangen, wild in meinem Unmuthe; — aber Sie . . .? was hat er Ihnen gethan, das Sie Ihm nicht vergeben könnten?"

Margarethe blickte, bis jetzt zu Boden starrend, schnell und zornig von dem Schmerz zerrissen, auf, hob die Arme gen Himmel, und versetzte mit dumpfen, schauerlichem Tone; „So wahr ich eine Seele habe! Nicht das Licht aller Sterne löscht die Schmach aus, die der Elende mir angethan; und eher löschen die Gestirne aus, als der Rachedurst, der meine Seele verzehrt, während der Jammer meine Brust versteinert hat."

Sie wendete sich, um ihre Besinnung zu sammeln, von Leodegar, und schrie heftig auf, da sie den wüsten Seespiegel hinter sich erblickte. Sie fuhr zurück, und sagte, sich heftig an Leodegar's Arm hängend: „Weh' mir! war Ihnen nicht auch, als ob die Erde wanke, und der Teich sich rühre?"

In der That;" erwiederte Leodegar, ernst um sich blickend: „ich fühlte, sah es auch."

Im nämlichen Augenblicke spürten Beide wieder die nämliche Erschütterung. Die Fluth des Teichs erzitterte; der Titanenkopf hob sich rauschend, sank wieder also nieder.

„Weh mir!" kreischte die Eberstein. „Das gräßliche Haupt!"

„Ein Erdbeben!" rief Leodegar: Kommen Sie! kommen Sie in die Nähe von Menschen, wenn auch nicht in die Häuser, die einstürzend uns begraben könnten!"

„Ach!" seufzte Margarethe keuchend, fliehend, mit der Angst einer Sünderin: „steht den das Gewölbe des Himmels so fest, daß es uns nicht zerschmettern wird?"

Dann liefen sie, schweigend, doch von Angst gepeinigt, dem Schlosse zu. Die Erdstöße ruhten. Keiner schreckte mehr, und ein Platzregen prasselte hernieder, die in Schwüle und Angst verdorrende Natur zu erfrischen.

Siebentes Kapitel.

„Der Himmel öffnete all' seine Schleusen;
zugleich der Abgrund seine Tiefe!"

Im Schlosse herrschte große Bestürzung. Ein baufälliges Stallgemäuer im Hofe war zusammengestürzt, und mit Todesangst richteten sich Aller Augen auf die Thürme und Dächer des Fürstenhauses. Das furchtbare Unwetter von Hagel und Stromregen verhinderte die Flucht in's Freie, und mit Herzpochen warteten die Bewohner des Schlosses der Dinge, die da kommen sollten. Glücklicherweise war die Furcht umsonst. Die Erde beschwichtigte sich unter dumpfem Murren, und auch das Klagegeschrei der Weiber schwieg nach und nach, um einer schauerlichen Stille Platz zu machen. — Die Markgräfin lag mit ihren Frauen und dem Schloßgesinde vor dem Altar ihres Betzimmers, und betete inbrünstig zu den Heiligen, während der Sturm durch den Schlot pfiff, und Jammertöne aus hoher Luft heulten. Die Fürstin erinnerte sich der Unglücklichen im Thurme, und sendete behutsam und verschwiegen die Kastellanin hinauf, Isauren zu beruhigen, und ihr alle Hülfe zu geben, die ihr Zustand erfordern möchte. So kam der Abend dunkel heran, und die Fürstin war allein in der rothen Stube geblieben. Sie ging von Fenster zu Fenster, und sah hinaus in die still gewordene Dämmerung, die bleiern und brütend über dem Hause hing. Die vergangenen Zuckungen der Erde, das Zimmer selbst — ihre Schwester war vor Jahren darinnen gestorben — regten Augusta's Einbildungskraft auf, und

mahnten sie an die Ungerechtigkeiten, die sie sich vorzuwerfen. „Wäre die Strafe des Himmels im Anzuge,“ sagte sie grübelnd zu sich selbst, „weil ich Isauren gewaltthätig behandelte? weil ich den fürchterlichen Leodegar verwiesen? Wäre es möglich, daß dieser Mensch, der zügellos Sinnliche, ein mächtiger Geist sey, dem zu Liebe der Himmel die Waffen ergriffe, und die Elemente verwirrte? Gäbe es drohende Dämonen, denen das Geschick der Menschen unterthan ist, wie sie es gerade gestalten wollen, in Haß oder Liebe? Wäre dieser Leodegar ein solcher? — Nein!“ sagte dagegen ihr Herz. „Er stammt wahrhaftig nicht aus dem Abgrunde, wenn ihn gleich verderbliche Leidenschaft bethört; zeugte er nicht durch seine Wunderheilungen von der Gnade des allmächtigen Vaters? spricht er nicht so milde von der ewigen Liebe? Haßt er nicht Zwang und Tyrannei? Warf er mir nicht strafend vor, wie ich mich gegen Isaura vergangen? Hat er nicht, selbst im Augenblicke, da ich ihn wild aus meiner Nähe wies, Worte des Friedens gesprochen, und mir für Haß Schutz und Wohlthaten verheißen? Er ist kein böser Geist, er hat irdisch nur gefehlt, und nicht seinen Beschwörungen gehorchte die zürnende Natur. Deßhalb will ich ruhig schlummern, und morgen versöhnend vor Isaura treten, — thun, was meine Seele will, und nicht, was die Klugheit der Fürstenmutter gebieten möchte!“

Es sprengten mehrere Reiter in den Hof. Ihr Hufschlag dröhnte herauf. Helene meldete der Fürstin, daß Leute von ihrem Sommersitze angekommen seyen, wünschend, Ihr ihre Ergebenheit noch heute zu bezeigen. — Die Markgräfin willigte ein, die Herren zu sehen, und es traten zusammen ein, in durchnäßten Kleidern, uud von dem Ritt erschöpft, der Haushofmeister, der Stallmeister, der Trabantenhauptmann, und der Herr de la Montée,

der bescheiden hinter den Uebrigen stehen blieb, arglistig gemessen und beobachtet von dem einführenden Dalmatier Daudowich, der — bereits mit der Markgräfin gekommen, — schon wieder im Winterschlosse alle Fäden des Hausregiments an sich gerissen.

Der Haushofmeister, ein gewiegter Schwätzer, machte die Einleitung des Gesprächs mit der Versicherung, daß bei dem so überraschend eingetretenen Erdbeben alle treue Diener im Sommersitze mit kummervoller Seele das Unglück empfunden hätten, die Gebieterin nicht in ihrer Mitte zu besitzen; daß Besorgniß für Ihr Wohl und Leben sie sammt und sonders angefaßt, und bewogen, die Angesehensten an die Fürstin abzusenden, um ihr Schutz und Beistand anzubieten, — um sie, wo möglich, zur schleunigen Rückkehr nach der hoch und geschützt gelegenen Favorite, zu bewegen. Die Markgräfin erwiederte dem Sprecher huldvoll, daß sie mit dem größten Danke die Treue und Anhänglichkeit ihrer Diener erkenne; sich jedoch wundern müsse, wie der Vornehmste derselben, der Marschall, nicht an deren Spitze gekommen. —

Der spitzbübische Haushofmeister, ein Feind des Marschalls, der ihm manches in den Rechnungen strich, zuckte vielsagend die Achseln. Der Stallmeister nahm indessen für ihn das Wort, und berichtete, daß der Marschall, im Begriff, gleich ihnen, zu Pferd zu steigen, gefallen sey, und den Fuß verrenkt habe. Deßhalb sey auch der Hauptmann an des Marschalls Statt mitgekommen, und der Ueberbringer eines Briefs, den ihm die Schlüsseldame für die Markgräfin anvertraut.

Der Hauptmann übergab das Schreiben mit steifem Complimente, und die Markgräfin las es lächelnd durch. Nachdem sie geendet, dankte sie den Herren noch einmal, lud sie ein, sich zur Ruhe zu verfügen, und versprach, ihrem

Wunsch zu genügen; morgen, am Nachmittage, nach dem Lustschlosse zurückzukehren.

Unter Bücklingen und wohlgesetzten Redensarten empfahlen sich die Hofbeamten, bis auf de la Montée, der allein zurückblieb, und nicht Miene machte, denen zu folgen, mit welchen er gekommen. Die Markgräfin gab ihm wiederholt das Zeichen der Entlassung; er näherte sich ihr jedoch, mit freiem Anstand, sagend:

„Es mochte mir wohl ziemen, gnädigste Frau, mit jenen Herren einzutreten, weil ich nur auf diese Weise hoffen konnte, Ew. Durchlaucht Angesicht zu sehen. Nun jedoch Jener Sendung zu Ende, wage ich es, meinen bescheidenen Glückwunsch, ob der überstandenen Gefahr, darzubringen, und mich nicht minder, als Ihre Diener, Ew. Gnaden ergeben zu bezeigen."

„Schon gut, Herr de la Montée," versetzte die Markgräfin, wenig unterhalten von dem weitschweifigen und geschraubten Eingang! „ich danke Ihm, wie allen meinen Getreuen. Mir thut es jedoch leid, wenn Ihn die Sorge um mich bewogen, Seine Station, die ihm der Herr Markgraf angewiesen, zu verlassen. Gedenke Er in Zukunft, daß Er sich mir am angenehmsten macht, wenn Er meines Herrn Sohnes Befehle hinfüro pünktlicher, wie bisher, versieht. Sey Er indessen meiner Gewogenheit versichert."

De la Montée lächelte verschmitzt, und erwiederte, nicht blöde, sondern keck genug: „Für Ew. Durchlaucht Diener ist diese Versicherung ein Kleinod von unschätzbarem Werthe. Verzeihen Ew. Gnaden, wenn ich noch nicht damit zufrieden bin."

Die Markgräfin maß ihn mit verwunderungsvollen Augen. Er fuhr fort:

„Ich verstehe mich auf Hofmanieren nicht, Ew. Durchlaucht. Ich bin im Felde groß geworden, und spreche ge-

rade heraus zu denen, die mich nicht gerade behandelt haben. Ich weiß wenig mit Worten zu künsteln. Noch stehe ich Ihnen freilich ferne, gnädigste Frau; aber bald — bald werde ich Ihnen innig verwandt seyn, wenn mein Mund nur aussprechen will, was Sie — so schmeichle ich mir — nicht betrüben wird." —

„Mein Herr... Er führt eine seltsame Sprache!"

„Seltsam?" fragte de la Montée bitter. „Seltsam, wie mein Schicksal, wie mein Leben, das ich erst finden, wie mein Name, den ich erst lernen muß. Ja, gnädigste Frau, dieses Leben, diesen Namen habe ich von Ihnen zu gewinnen. Nur in Ihren Armen finde ich Beide."

„Herr Lieutenant!..." stammelte die Markgräfin.

„Nicht leicht wurde eine Stunde besser gewählt, um zu einem schlummernden Herzen und Gewissen zu reden," fuhr de la Montée fort. „Draußen die verschwiegene Nacht, hier ein verschwiegener Zeuge, und Sie gnädigste Frau mit dem Bewußtseyn in der Brust mir gegenüber! Aber die Stimme der innig verschwisterten Seelen wird nicht schweigen! ich darf zu Ihren Füßen bekennen..."

„Mensch!"

„Läugnen Sie es, gnädige Frau, daß Ihr Busen einst Liebe empfunden...! daß Sie schon gewagt haben, glücklich zu seyn an der Seite selbst eines rauhen, untheilnehmenden Gatten...."

„Jesus im Himmel!" rief die Markgräfin, die einen zweiten Leodegar vor sich sah, und deren Herz in bangen Erinnerungen schwoll. „Welche Reden! Unsinniger! haltet ein!"

„Nicht eher," rief er dagegen, vor ihr niederstürzend, und ihre Hände an sich reißend: „bis Sie meine Gefühle erwiedert, bis Ihr Herz mich aufgenommen in seine Liebe, bis diese schönen Arme mich umschlungen, — bis...."

Die Markgräfin stieß den Wilden grimmig von sich; indessen ertönte im Nebenzimmer der laute Schrei eines Mannes. Die Fürstin, sich von Verräthern umgeben glaubend, eilte zur Thüre, rief Daudowichs Namen überlaut. Der Dalmatier war nicht zu finden — das Vorzimmer leer. Die von Schrecken bleiche Helene kam aus ihrer Kammer herbei, sah die Markgräfin ringend mit dem Offizier, der, wie ein Verzweifelter, sie nicht lassen wollte, — und gleichsam wie wüthend — auf die Kommende eindrang, sie zum Schweigen zu vermögen. Die Fürstin sprang die Stufen hinauf, in das Thurmgewölbe, wo sich der Schrei hatte vernehmen lassen, doch war es darinnen öde, stille, kein Mensch zu sehen noch zu hören. Inzwischen veränderten sich im rothen Zimmer die Dinge durch den raschen Eintritt Leodegar's, der, im Vorübergehen an dem neuen Anbau, den Lärm vernommen hatte, und der Fürstin, die er in Gefahr glaubte, zu Hülfe kam. Er sah Helene in den Händen des Wüthenden, schleuderte ihn von ihr zurück, und donnerte ihm den Befehl zu, das Gemach zu verlassen. Der Lieutenant wollte, französisch, holländisch und deutsch durch einander redend und fluchend, nicht von dannen weichen. Die Erscheinung der Markgräfin, die, aus dem Gewölbe tretend, zum Letztenmal, strenge und zornig, Ruhe gebot, brachte ihn zum Weichen. „Ihr werdet's bereuen!" waren seine letzten Worte; „mich so zu behandeln! wenn ich reden wollte....! vor tausend Zeugen will ich's thun...! Vernehmt, Fürstin....!"

„Hinweg mit ihm!" befahl Auguste. „Erweis't mir den letzten Dienst, Leodegar! Entfernt diesen!"

Leodegar riß ihn mit überlegener Kraft hinaus. Noch unter der Thüre rief de la Montée sich sträubend: „Ich heiße Isidor! Fürstin! Isidor!"

Leodegar sah, durch die zufallende Thüre, wie die Mark-

gräfin plötzlich darnieder sank, und zog den schäumenden Offizier mit sich hinweg, an gaffenden Bedienten vorüber, nach seinem abgelegenen Zimmer. —

„Unseliger! was haben Sie gethan! was haben Sie gemacht?" fragte Leodegar hier, nachdem er die Thüre verriegelt, den Offizier, der, wie außer sich, in einem Stuhle lag; „ein Angriff auf die Person Ihrer Fürstin! Was wollten Sie? was beabsichtigten Sie?"

„Fluch der Welt! meiner Geburt! Fluch der Boshaften die mich verwirft, ehe sie mich gehört!" knirschte de la Montée; „aber ihr Lasterleben wird aufgedeckt werden vor aller Welt. Der Wittwenschleier birgt nicht alle Missethaten!"

„Mensch!" sagte Leodegar empört und besorgt. „Ihr redet Euch um den Hals! In einem Augenblicke, wo Ihr erwarten müßt, die Wache eindringen zu sehen, die Euch in den Kerker zu schleppen kommt..."

„Die Wache?" antwortete de la Montée bitter lachend. „Mir die Wache? mir Gefängniß? Der Gnädige wird sich hüten, mir diese Schmach anzuthun. Ich habe mich ihr genannt, und mich schlägt man fortan nicht in Fesseln!"

Vor der Prahlerei verstummte Leodegar und betrachtete mit gehässigem Gefühle den Lieutenant. Es war Eifersucht, die sich in dem Herzen des verblendeten Schwärmers aufthat. Der Augenblick, in welchem er jetzo wieder die Fürstin gesehen, in dem reizenden Nachtkleide, — Zorn und Schwermuth — verschönernde Regungen — auf ihrem Gesichte — hatte ihn wieder in der Sinne gefährlichsten Taumel gestürzt. Und nun — vor seinen Augen — saß ein Mann, — durchglüht, wie es schien, von denselben Flammen, denselben Empfindungen für denselben heiß geliebten Gegenstand; verworfen von der begehrten Frau aber sich stützend auf frühere Gunst....! Leodegar kannte sich selbst kaum mehr. Es wirbelte in seinem Kopfe auf

und nieder. Den Verhaßten wollte er nicht sehen, an die im Matronenkleide so Verführerische nicht denken. Zum Kreuze wollte er den Blick, zum Gebete die Gedanken erheben; umsonst; immer sah er auf den Nebenbuhler, immer dachte er an die Geliebte zurück. Dahin war sein Vertrauen auf Weisheit und göttliche Gnade! dahin jene Stärke des Geistes, deren er sich so schwärmerisch, alles Andere verachtend, gerühmt.

„Was werden Sie nun beginnen?" fragte er nach langem Zaudern und Kämpfen den Lieutenant, der den Kopf nachdenkend in die Hand hatte sinken lassen.

„Noch einmal mit ihr reden!" antwortete de la Montée: „reden, reden, schreien, wenn's Noth thut. Ich bin kein Einfaltspinsel. Ich weiß, was ich will, und sie soll mich kennen lernen."

„Sie werden die Markgräfin nie mehr sehen."

Der Offizier schlug ein Schnippchen. „Wozu bin ich auf der Welt?" fragte er hastig und verschlagen: „Das Schicksal hat mich zu Höherm bestimmt, als zu diesem Rock, der nur eine Borte vor dem Lakaienmantel voraus hat. Mein Lieber! man weiß oft nicht, was hinter dem Kleide steckt. Und ich — der ich mich fühle, — ich, der mehr weiß, und beweisen kann, als daß es jetzt zehne vom Thurme schlägt, — ich soll schweigen, mich im Staube schleppen lassen, weil meine Geburt ein Klex im Stammbaume ist? Pardieu und Goddam! das lasse ich bleiben und sollte ich vor Kaiser und Reich treten, und aus dem Aktenzimmer zu Regensburg ein Legitimationsdiplom stehlen!"

„Wer Sie nur verstände!" rief Leodegar ungeduldig.

De la Montée sah schnell zu ihm empor, nahm eine schlaue Miene an, und sagte alsdann locker und eitelklug: „Und warum, hochwürdiger Herr, zaudere ich, Ihnen Alles zu sagen? Sie sind ja, wie ich hörte, ein Lebendigmacher,

ein Wunderkopf, ein Auserwählter, obendrein der Beichtvater und Almosenier Ihrer Durchlaucht, wie die arge Welt behauptet, trotz Ihrer Demuth? Dem Clerus die Ehre. Sie sollen Alles erfahren. Noch mehr: Sie sollen, von Rechtswegen, mein Bote seyn; der Herold der Versöhnung, die Stimme vom Himmel, weil die Stimme der Natur schweigt, obschon sie nirgends vernehmlicher reden sollte, als zwischen der Markgräfin und mir; denn ich bin ihr allernatürlichster Sohn!"

„Wie?" Sprechen Sie wahr, oder im Rausche, oder im Wahnsinn?"

„Ha, ha! Ew. Ehrwürden sollen vernehmen, ob mein Wissen, ob meine Combinationen die des Wahnsinns oder eines Trunkenen sind. Haben Sie nie von dem Carneval gehört, dem die Fürstin einst am Hofe ihrer Schwester in Italien beigewohnt? Nie von einem guten Manne Buoncampo, der ihr dort zufälligerweise besser gefiel als ihr Eisenfresser von Gemahl? So wissen Sie denn, daß Buoncampo mein Vater ist, daß ich jenes Carnevals Frucht gewesen; daß meine Mutter, die so lange am Hofe zu Wälschland verweilt, als nöthig war, mich in die Welt zu setzen, mich, ehe sie noch die Rückreise angetreten, nach Deutschland in die Kost geschickt, zu einem guten Knasterbart, der, die Einfalt selbst, mich lediglich auferzog und starb."

„Wären Sie nicht so außerordentlich bestimmt in Ihren Angaben, Herr Lieutenant — ich würde glauben, Sie erzählten mir ein Mährchen."

„Diese Beweise," — de la Montée zog ein Päckchen aus der Tasche — „machen das Mährchen zum bündigsten Evangelium. Gehen Sie, hochwürdiger Gottesmann! Sagen Sie der sündigen Wittwe, was ich Ihnen vertraute, und, sollte sie läugnen, so geben Sie ihr die in dieser Büchse

verschlossenen Documente, damit sie nicht ferner schweige, sondern thue, was Rechtens ist."

Leodegar nahm staunend das Etui von gefärbtem Blech, worauf ein Wappen und Spuren von Siegeln, mit demselben Wappen aufgedrückt, zu sehen waren. Er gerieth, dieß Behältniß in seinen Händen haltend, in die heftigste Bewegung, seine Hand zitterte sehr, sein Gesicht färbte sich hochroth, er drückte, die Augen gen Himmel gewendet, das Etui, als befürchte er, es wieder zu verlieren, fest an seine Brust, und rief dem Lieutenant mit abschreckendem Tone zu: „Herr! woher nahmen Sie diese Büchse? Sie ist nicht, die darinnen verschlossenen Papiere sind nicht Ihr Eigenthum!"

De la Montée sprang grimmig auf, und wollte den ausgelieferten Gegenstand wieder erfassen. Leodegar stieß ihn aber zurück, und wiederholte drohend: „Dieß ist nicht Ihr Eigenthum. Lüge ist gewesen, was Sie sagten."

„Nichtswürdiger Pfaffe!" schäumte de la Montée, und griff zum Degen. „Welche Beleidigung! Heraus mit dem, was mir gehört."

„Du bist der Räuber im Seminarium zu Lüttich!" donnerte Leodegar. „Gestehe, elender Mensch! Du hast des Rektors Schreibpult erbrochen, sein Geld, und diese Büchse entwendet, worinnen Du wohl Geld oder Wechselbriefe zu finden glaubtest! Sieh! Elender . . . !" hier öffnete Leodegar das Etui, alsdann mit einer Hand den auf die Tafel Starrenden davon zurückhaltend: „diese Papiere, ich kenne sie nicht, ich habe sie nie durchlesen. Aber dieses Bild — dieses Engelbild kenne ich! Es strahlt mich an, so glänzend und erkennbar, wie in dem einzigen Augenblicke, in dem mir es gezeigt wurde. Das — Lügner — das ist meiner Mutter Bild! ich bin der, für den Du Dich gegeben!"

Wie niedergedonnert sank de la Montée zusammen in den Stuhl. Sein Beben, seine Blässe verriethen die Schuld

seiner Seele, die Wahrheit von Leodegar's Vorgeben. Mit der Feigheit des Verbrechers umfaßte er Leodegar's Kniee, bettelte um Verzeihung, um Erlassung jeder Strafe, um Hülfe und Vorschub.

Leodegar schob auf einen Augenblick das ihm so theure Bild sammt den Papieren zurück, und sagte dringend und zerstreut zu dem Bebenden: „Gehen Sie mit Gott, mein Herr! Ich vergebe Ihnen; Gott verzeihe Ihnen, daß Sie vielleicht durch die Nennung Ihres erlogenen Namens die beste Frau in Todesangst und Bekümmerung versetzt haben. Aber, bleiben dürfen Sie hier nicht. Der Befehl der Fürstin — hoffentlich Ihr eigenes Gewissen — treibt sie hinweg. Gehen Sie. Bald schlägt die eilfte Stunde. Noch ist das Schloß offen. Werfen Sie sich auf Ihr Pferd, und fliehen Sie, ehe ein Zufall dem Markgrafen verräth, was Sie gewagt. Ihren Raub — mein Eigenthum — behalte ich. Sie sollen es nie mehr mißbrauchen, wenn ich es auch schon nicht zu benutzen gedenke."

Er faßte den ganz verstörten Betrüger bei den Schultern, und schob ihn aus der Thüre, die er schnell wieder hinter ihm verriegelte. Mit hochathmender Brust und banger Erwartung trat er sodann zum Tische, und drückte das Etui an die Lippen. „Sehe ich Dich wieder, geliebtes Pfand?" fragte er voll schmerzlicher Freude. „Zaubert mich wieder Dein Anblick in Burkard's Hütte zurück? in den Kreis meiner Jugend? Du, das versiegelte Heiligthum, das Burkard mir oft als meines Lebens einzige Hülfe gezeigt, — Du, das ersehnte Gut, erinnerst Du mich doch so lebhaft wieder an den Todestag des alten Pflegers! Wie ich erwachte, unbefangen wie immer, ein rüstiger Knabe! wie ich hinschlich, um den Vater zu wecken, wie gewöhnlich! wie ich ihn fand, kalt, starr, leblos, ihn, der sich, gesund wie ich, auf's Lager gestreckt! O welche Erinnerung, wie ich

mit sträubendem Haar, — noch nie hatte ich den Tod gesehen — zurückwich, und zu fliehen beschloß aus der verödeten Hütte, aus der Einsamkeit unserer Halde, — der Verwaiste, der mit dem Vater Alles gestorben glaubte! Wie da mein Blick auf diese Büchse im Schranke fiel, wie ich sie — der Worte Burkard's gedenkend, — einsteckte und lief, so weit mich die Füße trugen; hinab den Rhein, an die Maas, in Lüttich's Thore! wie mich da der würdige Rektor gefunden, aufgenommen! Er entsiegelte das Behältniß, das ich ihm anvertraute. Er zeigte mir — nicht die Briefe, die er weislich mir vorenthielt — aber das Bild — dieses Bild....! Deine Mutter ist's! sagte er; ich küßte es, und er nahm es wieder zu sich. Aber im Wachen und Träumen sah ich's lange, und nur um das Bild weinte ich, als ein zügelloser Bursche aus den Schulen des Rektors Geld und meinen Schatz mit sich genommen. Das Bild war mir mehr werth, als die Papiere, die ich nicht kannte, und deren Inhalt mir der Rektor nach dem Raube wohlwollend verschwieg. „Sehne Dich nicht, Deine Herkunft zu wissen!" sagte er; „sie ist böse:" Und ich dachte nicht mehr daran. Und heute steht vor meinen Augen das Heiligthum, und offen liegt das Geheimniß vor mir! Hier der Taufschein Isidor's Buoncampo, hier die Anweisung an Burkard, daß Fürstin Auguste ewig für Isidor sorgen werde; hier endlich das Bild... in der Blüthe der Jugend...! das Bild der Mutter! Und Isidor ward ich gerufen, und nannte mich nur seit meiner Flucht Leodegar, nach dem Patron unseres Kirchdorfs! und Burkard war mein Pflegvater — und die Markgräfin wäre — meine Mutter?"

„Jesus!" setzte er dumpf und verzweifelnd hinzu. „Ich habe sie geliebt — ich liebe sie — sinnlich, sündlich! meine Mutter? Weh' und Fluch über mich!" Er warf sich heulend und in Schmerz vergehend, zu Boden.

Achtes Kapitel.

„Das Gefährlichste auf Erden: Dummheit im Solde der Schlangenlist.“

Der bestürzte de la Montée hatte sich aus Leodegar's Stube mit dem Vorsatze entfernt, alsobald das Haus zu verlassen, wo ihm die übelsten Folgen seiner gescheiterten Vermessenheit drohten. Er schlüpfte wie ein geschmeidiger Aal durch die Räume des Schlosses. Auf einem erleuchteten Treppenvorsprung begegnete ihm Verena. Sie näherte sich ihm hastig, und sagte: „Ew. Gnaden, das Fräulein der Markgräfin hat mir aufgetragen, Ihnen, wenn ich Ihrer ansichtig werden sollte, zu sagen, daß Ihre Durchlaucht Befehl gegeben haben, Sie anzuhalten, Sie nicht aus dem Schlosse zu lassen. Ihre Durchlaucht seyen auf's Aeußerste ergriffen, und das Fräulein besorgt das Schlimmste für Sie. Retten Sie sich daher, so schnell Sie es vermögen. Verlieren Sie keine Zeit. In wenig Augenblicken werden alle Thore geschlossen seyn!“ —

„Aber, alle Wetter!“ versetzte de la Montée erschrocken. „Wie soll ich in dem mir unbekannten Gebäude . . . .?“

„Wenn Sie hier links einbiegen und gerade aus fortgehen wollen,“ hieß Verena's Antwort, „so gelangen Sie zu einer Seitenthüre; die letzte Thüre daran, rechts, ist das Zimmer meines Mannes, des Försters Steinsatz, der erst vor einer Viertelstunde von einem Gange zurückgekommen, den ihm das Fräulein Eberstein aufgetragen. Sagen Sie ihm, daß ich Sie schicke, daß er Sie zur Seitenpforte

hinauslasse, und über den Hof zum äußersten Thore geleite. Gott behüte Ew. Gnaden!"

Sie ging rasch nach den Zimmern der Markgräfin zurück. De la Montée, ohne sich weiter zu besinnen, schlug die bezeichnete Straße ein. Die Furcht, angehalten zu werden, jagte ihn jedoch wieder zurück, als er unfern männliche Stimmen hörte. Er sprang in einen Durchgang zur Seite, eine enge Treppe hinan und öffnete auf gut Glück die Thüre, welche die Treppe schloß. Er stand in einem schwach beleuchteten Zimmer, dessen Cabinetsthüre gerade heftig zugeschlagen wurde. Ihm kam ein Mann entgegen: Daudowich.

„Was wünschen Sie? Was begehren Sie?" war dessen erste Anrede, und de la Montée glaubte aus dem unruhigen überraschten Wesen des Menschen errathen zu können, daß er hier eine galante Stunde gestört. Um so überzeugter, daß Daudowich von dem in dem Zimmer der Fürstin Vorgefallenen noch nicht unterrichtet, wollte der Flüchtling hier noch den letzten Akt seiner Comödie aufführen. — Stürmisch warf er sich in des Kammerdieners Arme, und rief mit dem Tone der innigsten Wahrheit:

„Mensch! Freund! Du allein kannst mich jetzt glücklich machen, indem Du mein Leben, indem Du meine Freiheit rettest!"

„Herr Lieutenant? Ich, Ihr Leben? Wie verstehe ich das?"

„Tritt hier an's Licht, mein Freund! Betrachte mein Gesicht genau. Kennst Du diese Züge nicht mehr? Hat sich der Knabe so ganz verwachsen, daß Du Isidor nicht mehr erkennst? das Kind, das Du aus Wälschland nach diesem Lande geführt, das Du dem alten Burkard anvertrautest?"

„Herr Gott! so wäre es denn wahr?" fragte in tiefster Seele überrascht der Dalmatier, und bohrte seine

glühenden Augen in die Züge des Officiers. „Sie, der kleine Isidor? Und dennoch diese Angst..? wie reime ich's zusammen..?"

„Errathe, was mich hieher führt, Daudowich! Ich habe mit meiner Mutter geredet,.. Freund; ich habe.... Du kennst sie ja... ich habe gebettelt zu ihren Füßen, und sie hat mich verstoßen! Sie verläugnet mich, um des Andern willen! Ich bin verfolgt,.... meine Beweise sind in ihren Händen zurückgeblieben, aber nicht mein Blut, nicht meine Freiheit will ich der unnatürlichen Mutter, dem gehaßten Bruder zurücklassen! Hilf mir aus diesem Schlosse; mir bleibt nur die Flucht!"

Daudowich schüttelte, wie überlegend den Kopf, und entgegnete fragend: „Die Markgräfin läßt Sie verfolgen, junger Herr?"

„Sie verfolgt mich!" rief de la Montée; „aber Du, ich zweifle nicht, Du wirst mich retten. Erwarte von der Zukunft den herrlichsten Lohn! Die Zeit wird mir nicht beständig eine feindliche seyn: der Markgraf ist gehaßt von dem Kaiser und seinen Verwandten, ungeliebt von seinem Volke, verdammt von den Priestern und dem Adel;... er muß — über kurz oder lang — fallen, und sein Sturz kann mir nur Vortheil bringen, mein Daseyn auf eine glänzende Weise sichern, und die Hälfte meiner Habe gehört alsdann Dein, mein Freund und Wohlthäter. Alle Schätze der Welt wiegen ja den Dienst nicht auf, den ich von Dir verlange; öffne mir eine Thüre dieses verdammten Schlosses, und sey meiner Dankbarkeit ewig versichert!"

Daudowich maß ihn mit schlauem Blicke, und erwiederte: „Ich weiß all' das Vertrauen gebührend zu schätzen, das Sie mir erweisen, gnädiger Herr! Wenn ich es jedoch auf meinen Kopf hin erfüllen wollte, würde ich mich der Gefahr allzu bloß stellen. Ich bin nur ein armseliger Die-

ner. Hier jedoch, Herr, ist ein Anderer, dessen Wort und That mehr Gewicht haben, als die meinigen."

Er stieß, ohne de la Montée Zeit zur Besinnung zu lassen, die Thüre des Cabinets auf, und drängte den Officier hinein. Dieser wäre fast zu Boden gesunken. Vor ihm stand, düster und mit funkelndem Auge, der Markgraf, sein Kriegsherr und Gebieter. De la Montée wollte fliehen, doch trat so eben der Trabantenhauptmann, benebelt von einem Schmause, den die Herren, ihrem Ritt zu Liebe, eingenommen hatten, in das Zimmer.

„Alle Wetter!" sagte der rohe Held. „Cassier? Ihr steckt hier? Im ganzen Schlosse ruft man nach Euch, und...."

„Stille doch!" unterbrach ihn Daudowich verdrießlich, und schlug die Thüre des Cabinets zu, daß der Markgraf und de la Montée sich allein befanden.

„Elender!" sprach Erich zu dem Officier. „Was mußte ich von Ihm hören? Welches Mährchen wagt Er, meinen Leuten aufzubinden? Er ist ein Hochverräther an mir und meiner Mutter, und verdient den Strang!"

Vernichtet schwieg de la Montée, und stierte gedankenlos den Boden an.

„Er untersteht sich, einen Flecken auf die Ehre der Markgräfin zu sudeln?" fuhr der Fürst mit unterdrücktem Zorne fort: „Er wagt es, von meinem Sturz zu reden, auf meinen Tod zu hoffen? Niederträchtiger!"

„Ew. Durchlaucht!" rief de la Montée, zu Erich's Füßen sinkend. „Vergebung, Barmherzigkeit! Ich wußte nicht . . . . ich ahnte nicht . . . ich weiß, daß ich des Todes schuldig bin . . . . aber, Gnade, mein Fürst! Mein unseliges Geschick hat mich verblendet...! wenn ich's aber je gewagt, mich Ihren Bruder zu nennen....!"

„Halt' ein Mensch!" fiel ihm der Markgraf in die Rede. „Du zerschneidest mir das Herz mit diesem Namen!"

Da nun de la Montée erschrocken schwieg, und in seiner Stellung verharrte, ging Erich zweimal an ihm vorüber, blieb dann vor ihm stehen, sah ihn lang und brennend an, und versetzte: „Frucht der Sünde! Du trägst mit Unrecht die Schmach Deiner Erzeuger. Obgleich mir erlaubt ist, Dich zu hassen, und zu verabscheuen, obgleich mein Herz sich bei Deinem Anblick empört — ich will im Namen meiner Würde und meines beleidigten Vaters ehrlicher an Dir handeln, als die, die Dich verstießen! Du hast gesehen, wie gefährlich die Zudringlichkeit eines Sündenkindes ist, ... Du hast in den Rachen des Löwen geschaut ...., geh' hin! auch im Bastard ehre ich die Mutter und die Natur. Geh' hin, der Du nach meinem Blute dürstest; und daß Du nicht Hunger sterbest, will ich sorgen."

Der Edelmuth des Markgrafen bewegte de la Montée's verdorbenes Herz; die Wahrheit saß auf seiner Zunge; er wollte sie aussprechen, da herrschte ihm Erich zu:

„Kein Wort! keine Sylbe, Mensch! die Stimmung der Betrübniß und schauerlicher Ahnung, worinnen Du mich fandest, war Dein Heil! Zerstöre sie nicht und geh'! Geh' aber weit von hinnen, und wage nicht noch einmal meinem Hofe Dich zu nähern, um mir Dein gehaßtes Antlitz zu zeigen, und die geliebteste der Mütter an eine Schwäche zu erinnern! Auf aus dieser sündlichen Stellung! fort! fort!"

Die scharf bezeichnende Geberde des Markgrafen ließ kein weiteres Zögern zu; de la Montée merkte wohl, daß ein ferneres Mißverständniß ihm für den Augenblick nützlicher seyn würde, als ein freimüthiges Bekenntniß, und er sprang auf, dem Herrn zu gehorsamen. Eine flüchtige Verbeugung gegen Erich, und er stürmte dann durch die Stube, wo sich Daudowich und der Hauptmann befanden, ohne diese anzusehen, hindurch, und fort.

Der Markgraf trat, einen Augenblick nachher, auf die

Schwelle des Cabinets, und winkte Daudowich zu sich heran, sagend:

„Der Mensch weiß nicht Weg noch Steg im Hause; sorge Du; schaffe ihn weg!" Dann verschwand er wieder, und riegelte sich ein.

„War das nicht der Markgraf?" flüsterte der trunkene Hauptmann.

„Ja wohl;" entgegnete eben so, und verdrießlich die Stirne reibend, Daudowich; „doch Se. Durchlaucht sind incognito, und Sie kommen um den Dienst, wenn Sie es ausplaudern."

„Gott behüte;" meinte der Hauptmann; „aber der Windbeutel, der Franzose, was hatte der Herr mit ihm?"

„Den gräulichsten Verdruß;" flüsterte Daudowich. „Ich soll ihn aus dem Wege schaffen."

„Pah!" sagte der Hauptmann. „Warum nicht ich? Ich bin nicht so fertig, daß ich den Bengel nicht finden, und mich nicht erinnern sollte, daß ich gern Major wäre."

„Nun so gehen Sie an meiner Stelle, Herr;" schloß Daudowich. „Aber schnell, damit er Ihnen nicht entkomme."

Ohne ein Wort zu sagen, duselte der Hauptmann vom Stuhle auf, drückte den Pallasch fest an sich und taumelte aus der Thüre, über die Treppe.

Zu seinem Unglück mußte de la Montée, der von einem vergeblichen Gange zu dem Hauptthore zurückkam, dem Spadassin begegnen, in einem Corridor, nur von einer verlöschenden Lampe erhellt.

„Halt! Milchbart! ich stelle Dich!" rief ihm der Hauptmann trotzig entgegen.

„Platz da!" entgegnete de la Montée schnell und legte die Hand an den Degen.

Schon aber saß ihm ein heftiger Stoß in der linken

Schulter. Indem der Hauptmann den Degen zurückzog, schlug er die Lampe aus. Der Lieutenant, wüthend, um der Verletzung und des Angriffs willen, stürzte sich mit Riesenkraft auf den taumelnden Mörder, und warf ihn zu Boden, entsprang, schnaubend vor Zorn und Angst, über den Fallenden nach einer dunkeln aber breiten Treppe. Oben rannte ihm ein Mann in die Hände. De la Montée packte ihn wüthend. „Ha, Verdammter!" knirschte er: „Halt da! Bist Du auch einer von des Markgrafen Banditen, der mich zu tödten kommt? — fahre zur Hölle!"

Er wollte den Erfaßten über die Treppe schleudern. Dieser jedoch, ein baumstarker, vierschrötiger Mann, hielt sich am Geländer und den Verwundeten bei der Kehle, ohne ein lautes Wort zu reden. Wohl aber raunte er ihm zu: „Gut Freund, Patron. Stellt Dir der Markgraf nach, so bist Du Einer, wie ich ihn brauche. Wo willst Du hin?"

„Das weiß der Teufel!" antwortete ebenso und aufmerksam de la Montée, ohne seinen Mann loszulassen: „Weißt Du, Nachtvogel, wie man aus diesem Hause kömmt? Geschwinde nur; meine Wunde brennt, und ich verblute mich höllisch."

„Alle Thüren sind zu;" sagte der Andere, in der gleichen Stellung verharrend: „ich wäre sonst wohl auch nimmer hier. Komm' aber; ich führe Dich an sichern Ort. Rechne jedoch auf den Tod von meiner Hand, wenn Du nur eine Miene machtest, mich zu verrathen." —

„Dummes Zeug!" sprach de la Montée: „Ich bin Jedermanns Freund, den Markgrafen ausgenommen, und den Schurken, der mich auf seinen Befehl meuchelmorden wollte. Komm', Kamerad."

Er ließ sich eilig von dem Fremden, der im Hause bekannt war, durch einige Winkelgänge führen. Es wunderte ihn, daß der Mann, den er für einen Räuber zu halten

veranlaßt war, ihn nicht abwärts, nach den Kellergewölben führte, wo Leute seines Gelichters allenfalls ihre Schlupfwinkel zu nehmen pflegen. Indessen folgte er, von Schmerz und Zorn erschöpft, hoffend auf Sicherheit und vorläufige, wenn auch noch so geringe Pflege. Endlich stand der Mann still, und klopfte leise an eine Thüre. Eine weibliche Stimme fragte von innen: was man wolle.

„Ich bin's," sagte der Mann mit einer besondern Betonung. Der Riegel ward hierauf weggeschoben, Lampenhelle wurde sichtbar. De la Montée's Führer trat entschlossen in die Thüre..

„Herr Jesus! Ew. Durchlaucht ....." sagte das öffnende Frauenzimmer, und schwieg plötzlich, als es den nachtretenden, von Blut überströmten Lieutenant erblickte. Dieser sah voll Staunen bald auf das Fräulein von Eberstein, in dessen Zimmer sie sich befanden, bald auf den breitschultrigen Fünfziger an seiner Seite, der, seiner Jagdlivree ungeachtet, Durchlaucht genannt worden.

Der Räthselhafte verschloß das Zimmer sorgfältig, und sagte zu Margarethen: „Hier bringe ich Ihnen einen Verwundeten, der eines Verbands bedarf. Mein Wiederkommen erkläre Ihnen die verruchte Hausordnung, nach welcher ich jetzt schon — noch ist es nicht eilf Uhr — alle Thüren und Thore geschlossen gefunden."

„Herr de la Montée?" fragte die Eberstein, kaum ihren Sinnen trauend: „Und Sie, mein Herr," setzte sie, mit einem bedeutenden Augenwinken auf den Andern, hinzu, „wie konnten Sie einen Garde-Lieutenant des Markgrafen..?"

„Garde-Lieutenant?" fragte der Andere nun mit einem Tigerblicke: „Wie reime ich das? Und der Markgraf stellt Ihnen, seinem Officier, nach dem Leben?"

„Der Markgraf, . . . der in diesem Augenblicke seine Bergwerke bereist?" fügte die Eberstein hinzu.

„Der Markgraf ist hier!“ betheuerte de la Montée, der etwas Heilloses, aber in seine Plane Passendes, ahnte: „er ist incognito hier. Ich habe das Unglück, ihm verwandt, der Fürstin Sohn zu seyn. Heut' enthüllte ich das Geheimniß....“

„Ha!“ rief die Eberstein sich erinnernd: „der Auftritt dieses Abends im Gemach der Markgräfin! Erst vor einer halben Stunde kam die Markgräfin zu sich. Man suchte Sie überall...“

„Während dessen war ich bei meinem Bruder!“ versetzte de la Montée: „Er verwies mich aus seinen Augen, und mit demselben Hauch befahl er seinem Mörder, mir nachzueilen und mich zu tödten. Doch schwöre ich bei allen Heiligen, ich tränke es ihm ein, und er geht nicht lebend mehr aus diesem Hause!“

De la Montée sank erschöpft auf den Sessel. Sein Führer beschäftigte sich, wild lächelnd zwar, aber geschickt, damit, seine Wunde zu verbinden, und Margarethe flüsterte ihm zu: „Wie nun, Herr Herzog? Wäre dieser nicht ein Stellvertreter des feiggewordenen Heiligen?“

Der Herr nickte ihr zufrieden zu, und erwiederte bei schicklicher Gelegenheit: „Es war doch nicht übel, daß ich mich, gleich nach Empfang Ihres Boten, mit demselben auf den Weg gemacht, um mich mit Ihnen selbst wegen des Abtrünnigen zu besprechen. In diesem hier finden wir einen bessern Arm und Interesse für die Sache.“

„Lernen Sie mich kennen,“ sagte er hierauf zu dem Lieutenant mit falscher Zärtlichkeit. „Ich bin Erich's Oheim, und der Ihrige. Ich habe nicht Ursache, sehr mit meinem Neffen zufrieden zu seyn; Sie nicht minder. Gefällt es Ihnen, wollen wir gemeinschaftliche Sache machen, und unser Beider Recht gewinnen!“

De la Montée, entzückt, hier einen Beistand seiner

Racheentwürfe gefunden zu haben, legte sich mit allem Anstande eines gerührten Neffen an des Herzogs Brust, und es wurde beschlossen, daß beide Männer morgen mit dem Frühesten das Schloß verlassen, und in glücklicher Verborgenheit ihre weiteren Plane berathen sollten. —

Neuntes Kapitel.

„Der Zorn des Himmels reißt den Schleier von der Unthat und beschämt die Gewaltigen.“

Helene hatte die Markgräfin erst spät allein gelassen. Von den Thränen und der heftigen Aufregung der geliebten Fürstin ergriffen, ohne jedoch deren Ursache begreifen zu können, hatte sie selbst an Augusta's Lager geweint, geklagt, und, gutmüthig mißverstehend, heimlich die Verena fortgeschickt, um den Lieutenant zu warnen, weil sie sich einbildete, die Fürstin habe nur nach ihm ausgesendet, um ihn zur härtesten Strafe zu ziehen. Endlich — es war in der zwölften Stunde der Nacht — war dem Fräulein Am Staig vergönnt, nach dem Kämmerchen zu gehen, das in der Nähe der Fürstin für das Mädchen, von dem sich diese vorzugsweise bedient sehen wollte, eingerichtet worden war. Nach dem frommen Nachtgebete für der Fürstin und der Tante Wohl, wie für das eigene, nach andächtiger Anrufung des Schutzengels, daß er über seiner Pflegbefohlenen Herzensreinheit wachen, und Leodegar — den geliebten Leodegar, — beschirmen möge, hatte sich Helene hinter fest verriegelter Thüre und sittsam vorgezogenen Vorhängen zur Ruhe begeben, und war, ermüdet, bald entschlummert, und in die

Welt der Träume versunken. Zuerst ging sie auf einer Straße mit Leodegar und dem Markgrafen, — diesen fliehend, jenem nacheilend, der sich ihr versagte; und auf zwecklosen Irrwegen gelangte sie sodann in jenes Traumgebiet, wo die blassen Gestalten zu bestimmten werden, und nicht mehr ein wüster Taumel herrscht, sondern ein, wie symbolisch geordnetes Leben. Da kam es ihr vor, als wandle sie plötzlich mit der Eberstein dahin durch ein ödes Gelände, und von ferne sprudle ein Quell aus dem Boden. „Laß' uns trinken von dem Quell!" sagte schmeichelnd die Eberstein, und langte über die Ebene hinüber, weit, weit nach der Fluth, und schöpfte davon in eine goldene Schale. Helene verweigerte jedoch den Trank, sagend: „Ich will nicht trinken, Eberstein, denn ich traue Dir nicht, und fürchte, das sey ein Liebestrank, damit ich gebunden würde an Dich." Die Eberstein lachte sodann, und redete scherzend: „Hat Dir Dein Geliebter nicht dieses in Kopf gesetzt? Arme Betrogene! Du thätest besser, mich zu lieben, obgleich mein Herz, und die Brust darüber, kalt sind wie Stein, als jenen Leodegar, der nicht von dieser Welt ist. Willst Du aber nicht aus meinen Händen den Trunk empfah'n, so nimm ihn aus den Händen der Fey." —

Bei diesen Worten verschwand die Eberstein, und das Weib aus des Vaters Traum trat aus der Fluth mit einem Schritt über die Haide, und stand vor Helenen. „Sieh, sieh, mein Kind," sagte die gekrönte Wasserfrau mit grollendem Lächeln: „Kommst Du, um des Vaters Wort zu lösen, der nicht meine Perlen wollte, und nicht den Kranz? Armes Fischlein! was soll ich mit Dir machen? der Jungfern bedarf ich nicht. Willst Du mir wohl Deinen Bräutigam geben? Thue es geschwind, damit ich wieder jung werde in seinen Armen!"

Da sich hierauf Helene weinend sträubte, so hob die

Wasserfrau wieder an: „Glaubst Du, daß Dein Schatz nicht gut bei mir aufgehoben wäre? Gutes Forellchen! komm'! ich zeige Dir mein Haus, und Du sollst Wunder sehen!"

Die Nixe nahm Helene federleicht auf ihren Arm, und trug sie, einem Wirbelwinde gleich an Schnelle, an dem Schlosse mit dem Seethurme vorüber, in eine Gebirgsschlucht. „Hier wohne ich, Kind," sagte sie, auf ein Gemäuer deutend, das die Schlucht verschloß, und mit einer Pforte versehen war. „Ich hasse den Thurm am See und den Teich, weil mein Herr darinnen liegt, und habe mich hier gebettet. Komm', und fürchte Dich nicht!"

Die Pforte ging auf, und Beide schwebten hindurch. Da sah Helene einen weiten, runden Platz, wie den gewaltigsten Hof der größten aller in Trümmern liegenden Ritterburgen. Rings umher stattliche Mauern mit Fenstern und Thüren und Gesimsen, aber die Fenster und Pforten waren leer, und die Steinbilder gefallen von den Simsen. „Gib Obacht jetzt!" sagte die Fey, und winkte mit der wolkigen Hand hoch in's Firmament hinauf, das überall grau und gelb wurde, wie von Regen und Hagel schwer. Plötzlich begann ein Toben in der Erde, und der Boden riß sich auf, nach und nach, daß die entsetzte Helene, von einer Scholle zur andern springend, endlich keinen Fußbreit festen Stützpunkts unter sich hatte, und, an den Schleier der Wasserfrau geklammert, mit ihr schwebte über der kühl und naß ausdünstenden Gruft. „O wie schaurig ist's doch hier!" klagte sie, zu der Beschützerin gewendet; diese jedoch zeigte nach oben, und erwiederte: „Sieh' hin, mein Kind! Dort bricht's hervor, was, mehr als Gold, mein Schlößlein schmückt!"

Und wie Helene die, nach angenehmeren Eindrücken dürstenden, Blicke nach oben wendet, so ersieht sie das

Grausendste, das sie niemals sich gedacht. Aus allen Fensterlücken und Pfortenbogen, von jeder Zinne der ringsum aufstrebenden Mauern brechen wüthende Bäche herein; Sturzfälle, donnernd und rauschend, übertanzt von schäumendem Gischt. Das ganze Rund scheint sich in ein ungeheures Becken zu verwandeln . . ., aus dem Schlunde brausen aufperlende Fluthen, und ein Strudel rasender, pfeilschneller Zerstörung umgibt die, von der hohnlachenden Fey verlassene Helene, wechselweise niedergezogen von der stürzenden Strömungen Gewalt, und wieder aufgeschleudert von den bäumenden Wogen. —

Aus diesen Qualen gepeinigter Einbildungskraft erweckt ein heftiges Pochen die Schlummernde. Sie fährt auf, — entsetzt — und weiß kaum ihre Sinne zu sammeln. Das Poltern an ihrer Kammerthüre läßt nicht nach; Verena's angstheisere Stimme ruft ihren Namen.

„Da bin ich, Verena! Was gibt's? was willst Du von mir?"

„„Ach Jesus und die heilige Mutter stehen uns bei! wir sind verloren! das Unglück!""

„Um der Ewigkeit willen! wäre die Markgräfin erkrankt . . . gestorben?"

„„Schlimmer als dieses, Ew. Gnaden. Wir alle sind des Todes!""

Eine heftige Erderschütterung bewegte die Grundfesten des Hauses. Die Geräthschaften in Helenen's Kammer stürzten zu Boden. Verena ließ, schwankend und schreiend, die Lampe fallen, und floh, außer sich, davon.

„Weh' uns!" schallte es aus dem Hofe: „Das Schloß stürzt, und die Wasser kommen!"

Ein bleicher Morgenstrahl erleuchtete das Gemach. Die erschrockene Helene riß das Fenster auf: ein fürchterliches Rauschen stieg empor, und im Hofe wogten hundert, zu

einem sturmbewegten See zusammengefluthete Ströme: grüne, graue und rothgelbe Wellen mengten sich hier, und zeigten ein traurig Bild unvermeidlicher Zerstörung. Blaß, wie der Schein des Morgens, der vom aschgrauen Firmamente, gleich einer Todtenlampe, das allgemeine Weh' beleuchtete, entfloh Helene zu der Markgräfin, die, halbbekleidet, händeringend in ihrem Gemache saß, umgeben von den Frauen und Dienerinnen des Schlosses.

Der Thürmer berichtete just, wie vor wenigen Minuten das Unglück angehoben. Einige schwere Erderschütterungen hatten sich schreckhaft kund gegeben, und, zumal mit ihnen, war der Fluß schnell aus seinen Tiefen gestiegen, und von Berg und Hügel strömten nie gesehene Quellenmassen und Bäche. Die tiefe Ebene um das Schloß, mit Städtchen, Dörfern und Einöden, war im Nu ein reißend Meer, jede Höhe ein Wasserfall geworden. — Die rings tönenden Nothglocken der Thürme in Nähe und Ferne, die Schüsse aus den einzelnen Wohnungen am Berge bestätigten die traurige Kunde. Die Markgräfin trat, obwohl erbebend, auf die Altane ihres Hauses und sah, was genügend keine Feder schildert und keines Mundes Rede.

Die wildreißende Wasserwüste, donnernd in ihren Tiefen, drohte, scheußlich leckend, wie ein schnaubendes Ungeheuer, an den Erdgeschoßpfeilern des Hauses empor. Die Kähne und Fähren des Flusses waren weit entführt, denn Schwereres, Unglaubliches vermochte die steigende Fluth.

Ganze Wälder entriß sie den Höhen, und führte die Stämme, Mauerbrechern gleich, mit Riesenungestüm gegen Häuser und Schloß, die Wände oben durchlöchernd, deren Wurzeln unten der geschäftig fressende Strom ausnagte, bis sie stürzten. Auf diese Weise fiel die Ringmauer theilweise ein, und zum Theil die Häuser des Hofs. Die Schrecknisse traten dadurch um so näher an das trostlose Auge der

Fürstin. Die Straße nach der Höhe, die rettende, war zerrissen durch einen ungeheuern Erdfall, der einen Abgrund gebildet hatte: das Bett wild donnernder Wogen. Jenseits war der sanft ansteigende Weg in einen schroff gewühlten Absturz verwandelt. Von der andern Seite des Schlosses war der Anblick, wo möglich, noch trauriger. Die Thiere aus den Ställen, brüllend, wiehernd, blöckend, trieben auf den todbringenden Wellen; Leichname, wie ein Spielwerk geschaukelt, kamen daher; Häuserdächer mit jammernden Menschen zogen pfeilschnell vorüber, und zwischen all' diesen Bildern des Todes, gleichsam höhnend durch lebendigen Glanz, stürmten die zu grünenden Bauminseln zerrissenen Schollen des Parks, wie in tollem Tanze umher, — aus ihren Wurzeln geschleudert von dem mächtig anschwellenden und verheerenden Teich. Noch zwitscherten Vögel in den wandernden Gebüschen, noch girrten Ringeltauben auf den Wipfeln der schwimmenden Bäume, und an ihren Stämmen lehnten, scheu angeschmiegt und ängstlich schreiend, friedliche Rehe. Aber bald sollten sie verstummen, niedergezogen in's Wassergrab, wie der kühn springende Hirsch, dessen Krone im Wasser dahinfährt, wie ein ungeheures Korallen- oder Meergewächs.

Von Zeit zu Zeit zuckte noch die Erde auf, und neue Strömungen brachen aus den Bergen nieder; dann beruhigte sich der Grund, aber die Gewässer stiegen, als müßten sie Thürme und Schloß verschlingen. Die grauen, zusammengeballten Wolken hingen dagegen hernieder, wie Hauben, auf den Bergen, wie Wasserhosen in das brüllende Thal; als hätte nie ein Strahl der Sonne den Himmel erhellt, als habe er nie, blau und mild, der Erde gelächelt. Ein kalter Rieselregen thränte durch die qualmende Luft, und da die Markgräfin das Schauspiel des Elends um sich sah, so vermischte sie, laut weinend, ihre Zähren mit denen

vom Firmamente. Minder die eigene Gefahr, als das Elend des Volks bekümmerte ihre erhabene Seele. Helene folgte dem Beispiele der Gebieterin. Schluchzend stützte sie sich auf den Rand des Altans. Finster schauend, aber mit trocknem Auge, lehnte neben ihr das Fräulein von Eberstein. Eine peinliche Unruhe verzog ihre Mienen; ihre Hand zerrte ungeduldig an der Gürtelschleife. „Wenn ich in der Wasserwüste läge," murmelte endlich ihr Mund, „dann wäre Alles gut, und endlich dieses Herz zufrieden. Doch — Geduld, zuerst — und dann . . .!" Helene sah sich scheu nach der Nachbarin um, und bemerkte erschreckend ein triumphirendes Lächeln auf dem Gesichte der Eberstein. Diese wendete den stieren Blick nach der Freundin und fragte spottend: „So blaß und thränenbenetzt, mein Herz? wo weilt der Retter, der mit seinen Gebeten den Sturm beschwören kann, und die Wassernoth? Wo ist Leodegar, Dein Freund?" Helene wurde zu Eis, da sie das Geheimniß ihrer zartesten Empfindung in so rauhen, ungetreuen Händen sah, und antwortete nicht; aber wie ein Schwert fuhr der Gedanke durch ihre Sinne: Leodegar möchte, dem Schlosse entwichen, in den Kampf der Elemente gefallen seyn. Mit einem halberstickten Laut des Entsetzens sah sie nach der Seite, wohin der Eberstein Finger deutete; ein schwarzes Gewand schwamm auf den Wellen. „Ha, Leodegar!" seufzte Helene schmerzlich. — „Der Pfarrer vom Dorfe!" riefen Andere neben ihr. Die Markgräfin entsetzte sich nicht minder.

„Isidor!" lispelte ihr Mund still vor sich nieder, und, die Brust von Thränen angeschwellt, ging sie, auf Helene gestützt, eilends in ihre Gemächer, wo sie sich dem heftigsten Schmerze überließ.

„Was ich verlor," klagte sie, ihre Thränen an Helenens Brust vergießend: „Du begreifst es nicht, Du reines, gutes, unschuldiges Kind! — O, zürnet ihr mir nicht, ihr

Engel, die ihr den Himmel bewohnt! Zeiht mich nicht der Herzlosigkeit, des Gleichmuths! — Ach, Helene, wenn Du wüßtest...! ich bin elend, die Unglücklichste auf Erden...! und — Jesus.... mein Sohn! euer Herr! wie erhalte ich Nachricht, ob er lebt, ob ihn das Unglück verschonte...? ob...? o, ich sterbe bist dahin, ohne von ihm zu hören! Und ich gäbe doch," setzte sie dumpf hinzu, „gerne mein Leben darum, zu wissen, ob er und Isidor nicht todt! Isidor, den ich verstieß, der davon geeilt ist in Nacht und Graus! Ihn hat sicherlich der Tod erreicht! Schneller als sein fliehendes Roß war die Welle! Gott stehe mir bei!"

Sie schwieg eine Weile, dann begann sie wieder mit rührender Wehmuth:

„Und auch Dich, meine Tochter, Dich der kaum des Lebens wunderheller Tag erblühte, auch Dich reißt mein Geschick in mein Gefolge, in den Tod! Denn diese Veste wird stürzen, uns begraben, ehe noch Hülfe zu uns reichen kann, über das empörte Element! Und auch Dein Leben, Deine Schönheit, Deine Tugend! —"

Helene erinnerte sich nun des Markgrafen, der sie in dem Park überrascht; aber um keinen Preis hätte sie der Fürstin verrathen, daß er hier gewesen; ihre Angst wäre verdoppelt worden. Nur seine Entfernung tröstete sie. Helenens Seele zagte für Leodegar's Schicksal.

„Deine Tage, so kurz und lieblich, sollen jetzt schon von den tückischen Wassergeistern verschlungen werden? „fuhr die Markgräfin fort. „Das ist ein Vorwurf, der auf meinem Herzen brennt. Noch gestern — ich vergaß, in meiner Erkrankung Dir es mitzutheilen — noch gestern schien das Schicksal Dir freundlich zu lächeln. Deine Tante schrieb, der Marschall habe sich vorgenommen, Dir seine Hand zu bieten; der reiche behagliche Mann! ein glücklich Loos hätte Deiner an seiner Seite gewartet."

Helene vernahm staunend die Nachricht; erinnerte sich indessen plötzlich der Worte Margarethens: „Sie werden Dich an einen Höfling verkaufen!" und erwiederte, obgleich blöde und erröthend: „Das Andenken an solch' verscherztes Glück würde mir den Abschied von der Welt nicht schwerer machen, gnädigste Frau. Ich könnte nie des Marschalls Gattin werden, ob uns auch der Himmel aus unserer großen Noth befreite."

„Nicht, meine Tochter?"

„Zürnen Sie mir nicht, durchlauchtigste Frau! Ich müßte den Mann lieben, dem ich die Hand reichte, und den Marschall lieben kann ich nie."

„Klösterliche Ziererein, mein Fräulein;" versetzte die Markgräfin, nicht ohne üble Laune; „das heißt nichts; Sie wird doch nicht den Schleier nehmen wollen?"

Helene schüttelte betreten mit dem Kopfe! Die Fürstin fuhr lebhafter fort:

„Oder eine alte Jungfer werden? Oder — hätte Sie bereits einen Liebsten?"

Helene wurde flammroth, und sagte wieder keine Sylbe.

„Ich hab's errathen, mein Fräulein;" sprach die Markgräfin. „Wer ist's? einer meiner Hofleute? außer dem Marschall paßt jedoch Keiner für sie. Gestehe Sie."

Helene wußte nicht, wie es kam, aber unter den unzusammenhängenden Worten, die sie der Markgräfin entgegnete, nannte ihr Mund auch den Namen: Leodegar. — Sie erschrack alsobald, heftete einen besorgten Blick auf die Fürstin, die stutzig ihr gegenüber stand, und bald den Ausdruck der Ueberraschung auf ihrem Gesichte mit dem der tiefsten Mißbilligung vertauschte.

„Mein Fräulein!" sagte sie gezogen, beinahe verächtlich, und wendete sich ab.

Die Noth des Augenblicks, — unter obigen Reden vergessen — nahm schnell ihre Rechte wieder ein. Ein rauhes Geschrei wurde im Hofe vernehmbar. Die Fürstin und Helene eilten an's Fenster. Aus den Fenstern des Erdgeschosses wurde ein schlecht zusammengefügter Floß, von elendem Holz gemacht, in's Wasser gelassen. Einige rüstige Bediente trieben sich darauf, mit Stangen rudernd, hinaus, nach einer Linde zu, an deren Knorren das schon vorhin bemerkte, schwarze Gewand hängen geblieben war. „Wohin, ihr Leute?" rief die Markgräfin ängstlich. „Des Pfarrers Leichnam retten!" war die Antwort der andächtigen Beichtkinder desselben. Andere schrieen dagegen: „der schwimmende Gegenstand sey nicht eine Leiche, nicht ein Priestertalar; ein Bündel scheine er zu seyn, und sey vom Teiche aus herangetrieben worden." Die kühnen Ruderer ließen nicht nach, und hielten auf den Gegenstand zu. Indessen kam die Kastellanin ganz verstört herein, und meldete der Fürstin, ihr leise in's Ohr raunend: „Die Gefangene des Thurms sey nirgends zu finden."

„Unglückliche!" fragte die Markgräfin die Wächterin aufgebracht. „Deine Nachlässigkeit ließ sie entspringen?"

„Ew. Durchlaucht!" versetzte die Kastellanin leise. „Ich betheure, daß ich verwichenen Abend, zwar, nach Ihrem Befehl, die drei oberen Thüren offen gelassen; aber die beiden untersten verschlossen. Das Erdbeben hat die Letzteren aufgesprengt."

„Arme Isaura!" sprach Auguste für sich. „Heute, wo ich Dich freilassen wollte, — heute gerade Deine Flucht, die Dich vielleicht in's Verderben führte." — Zu der Kastellanin sagte sie, wie oben: „Man suche nach dem Fräulein im Schlosse, so wie in den mit Wasser angefüllten Gewölben. Entfloh sie erst diesen Morgen, so muß sie, lebendig oder todt, noch in unserer Nähe seyn."

„Die Fluth steigt;" schrie man aus den Erdgeschossen des Hauses, und nach dem obern Stocke wurde die Flucht allgemein.

„Dies irae, Dies illa!" schallte es zu gleicher Zeit durch die Gänge. Eine Procession der Weiber des Schlosses nahte sich, schlurfend und singend; an der Spitze der Kaplan mit dem aus der Kapelle geretteten Allerheiligsten, und Leodegar, kaum mehr kenntlich vor Blässe und wildem Gram in dem eingefallenen Gesichte, baarfuß, das Crucifix in der Hand, und die Haare über die Stirne, einem Wahnsinnigen gleich niederstürzend. Helene erbebte im Innersten, da sie den Trauerzug, durch die Reihe der Gemächer, langsam nach dem Zimmer der Markgräfin schreiten sah.

Die Fürstin wählte ihr neues Oratorium, um die Bittenden und Büßenden zu empfangen, und ihre Andacht mit den Gebeten der Diener zu vereinigen. Im Begriff, dahin zu gehen, trat ihr ein Schwarm von Leuten aus einer andern Thüre entgegen; Knechte und Jäger des Schlosses, an ihrer Spitze der Förster Steinsatz, mit verwirrten Gesichtern und verwirrtem Geschrei. Die Noth hatte die Bande der Unterwürfigkeit gelös't, die Schranken zwischen Herrin und Dienern niedergerissen.

„Was wollt ihr, Leute?" fragte die Märkgräfin, etwas Böses ahnend.

„Ew. Durchlaucht!" begann Steinsatz erschüttert, erschöpft und durchnäßt; — seine Kleider trieften: — „'s ist kein Wunder, wenn der Himmel der Hölle erlaubt sich aufzuthun und uns zu verschlingen. Es hat sich so eben ein heimlich, fluchwürdig Verbrechen offenbart, und heimliche Missethaten straft der liebe Gott fürchterlich in seinem Zorn, an Menschen und Vieh."

„Sehen Sie her, Ew. fürstliche Gnaden, was wir fanden, als wir glaubten, nach dem Pfarrer vom Dorfe

zu fischen!“ riefen die Anderen, und stellten eine mit schwarzem halb vermodertem Tuche bedeckte Lade vor die Fürstin nieder, rissen Tuch und Deckel — den verschimmelten und in Stücken gehenden — hinweg, und die, der Verwesung schon verfallenen, bis auf's Skelett entkleideten Reste eines Kindleins, halb noch eingewickelt in einen Lappen weiß gewesener Leinwand, boten sich plötzlich der schreiend zurückfahrenden Beschauerin dar.

„Um Gotteswillen!“ rief Auguste außer sich, kaum von der zitternden Helene aufrecht gehalten. „Wie kommt ihr zu diesen entsetzlichen Gebeinen?“

„Vom Teiche schwamm die Lade her,“ hieß die Antwort. „Gott selbst ließ uns den Frevel entdecken. Wir leiden den Fluch desselben, weil in diesem Hause er geschehen. Am Hofe wurde der Mord am unschuldigen Kindlein gethan. Das Tuch, das hier als Windel diente, trägt das rothgestickte Wappen, und die Nässe hat das Zeichen nicht zerstört.“

Die Markgräfin erkannte mit Schaudern die Wahrheit des Gesagten. Die Kastellanin wurde plötzlich weiß wie Schnee, da sie den schwarzen Umschlag, der ein Weiberrock gewesen, lüftete.

„Jesus! Maria!“ jammerte sie unverständig und wenig besonnen. „Dieses Kleid hat meiner Verena gehört!“

„Der Betzug trat so eben singend ein, und sammelte sich mechanisch um das hier enthüllte bedauerliche Schauspiel. Ein Schrei ertönte aus der Mitte der Weiber. Verena schlug besinnungslos zu Boden.

„Die Verbrecherin! ein Gottesurtheil! Recht! Gerechtigkeit! daß wir erlöſ't seyen vom Uebel!“ schrien wilde Stimmen durcheinander.

„Mein Weib!“ rief Steinsatz außer sich, und sprang

der Ohnmächtigen bei. „Verena! Verena! erwache! sage, ob Du eine Mörderin gewesen, oder nicht!"

„Mein Kind war fromm und tugendhaft!" schrie die Kastellanin dazwischen. „Sie hat die Männer geflohen, wie die Pest. Die Sündenfrucht war nicht die ihrige. Sie ist keine Unzüchtige gewesen, keine Mörderin!"

Verena schlug die Augen auf, und machte eine verzweiflungsvolle Geberde bei dem erneuerten Anblick der Leichenüberreste.

„Unselige!" donnerte ihr Steinsatz in's Ohr. „Wer hat jene Lade, jenes Kind in den Teich geschleudert?"

„Ich!" jammerte Verena unter einem Strome von Thränen. — Allgemeine Bewegung des Entsetzens. Der Förster riß sich schaudernd von dem Weibe los.

„Dieß Dein Kleid, Verena?" riefen Andere, ihr das schwarze Gewand vorhaltend.

„Das meinige!" —

Zwanzig Fäuste ballten sich gegen die Selbstanklägerin. „Reißt sie hinaus auf den Altan!" riefen Viele; „sie hinunterzustürzen in die Gewässer, damit wir gerettet seyen!"

Die Todesangst gab der Verena wieder Worte. — „Warum mich umbringen?" — schrie sie; „hab' ich doch das Kind nicht umgebracht! war es doch nicht das meinige!"

„Du lügst!" erscholl die Antwort. Der Förster zerraufte sich die Haare. Der Kaplan hielt der Läugnenden die Monstranz vor. „Bei dem Leibe des Heilands!" sagte er feierlich; „sage die Wahrheit!"

„Ich habe sie geredet!" betheuerte Verena lebhaft.

„Bei dem Leibe des Heilands! Wenn Du nicht die Mutter und Mörderin bist — wer ist's gewesen?"

Verena wollte sprechen; so wie sie jedoch den Mund öffnete, fiel ihr Blick wieder auf das Heiligthum in den Händen des Priesters, und sie schluchzte, vergehend in Qual:

„Ich darf nicht . . . ach, ich darf nicht reden . . . . ich bin unschuldig, aber auf den Altar selbst habe ich's schwören müssen!"

„Ausflüchte!" murrte die wilde Schaar der Umstehenden, am lautesten die Weiber. „Sie hat gesündigt! Wir büßen um dieser Sünde willen! Hinab in's Wasser mit ihr!"

„Ohne Urtheil? ohne Recht?" fragte die Markgräfin, empört dazwischen tretend.

„Wo ist der Richter, Ew. Durchlaucht?" fragten die Rädelsführer der abergläubischen Partei ziemlich keck. „In der Lage, worin wir uns alle befinden, ist nicht zu zögern. Die Wasser steigen von Minute zu Minute. Wir kommen um im Zaudern, während dieses Opfer uns vom Uebel erlös't!"

Die Grausamen griffen wieder nach der schreienden Verena. Plötzlich trat Leodegar, der bis dahin schweigend und nachdenkend im Vorzimmer gestanden, unter die tobenden Menschen, begeistert, erhoben, muthig und Ehrfurcht gebietend.

„Laßt ab von dem Weibe!" befahl er den Schergen. „Laßt ab, sage ich euch! Auf dem Weibe liegt keine Schuld; so spricht der Herr durch meinen Mund. Laßt ab von der Reinen! Ich verbürge mich für sie!"

Während Einige verduzt schwiegen, spotteten Andere mit ängstlichem Trotze, und riefen: „Seyd Ihr ein Prophet, so saget uns, wie es mit dem Kinde zugegangen! Seyd Ihr ein Bote des Herrn, so macht, daß die Gewässer weichen! Alles geht unter; nirgends ein Kahn, der uns zu Hülfe käme!"

„Kleinmüthige!" zürnte Leodegar mit Kraft und Hoheit. „Weil der Herr in seiner Weisheit zögert, das Gericht von euch zu nehmen, wollt ihr ihn herausfordern durch ein Verbrechen, durch unschuldig vergossenes Blut? Ich bin

kein Engel, aber des Herrn Stimme wird nicht schweigen, seine Macht nicht ruhen. Hier ist mein Haupt; hier ist mein Wort; fallen in vier und zwanzig Stunden nicht die Gewässer, — wird binnen dieser Frist des Weibes Unschuld nicht sonnenklar, so will ich sterben an Verena's Statt, und alle Sünde, die sie und ihr begangen, auf mich nehmen für die Ewigkeit! Gönnt ihr aber Frist und Einsamkeit, daß sie sich berathe mit ihrer Seele, und vernehme, was diese ihr zu thun befehlen wird."

„Der weise Herr hat redlich und gerecht gesprochen!" setzte die Markgräfin entscheidend hinzu. „Man führe Verena in eine wohlverwahrte Kammer, und lasse sie daselbst mit ihrem Manne allein. Seine Worte werden, hoffe ich, ihren Starrsinn beugen."

Die Leute gehorchten, beinahe unwillkürlich. Weinend ging Verena hinweg. Stumm und grollend folgte ihr der Förster. Die Kastellanin entfernte sich händeringend. Die Markgräfin ließ die bleichen Reste des Kindes nach ihrem Gebetzimmer bringen, und in dem anstoßenden Gewölbe verschließen. Sie blieb mit dem Kaplan allein. Leodegar wollte, wieder in sein tiefes Sinnen sich verlierend, dem Schwarm der abgehenden Schloßleute folgen, als Helene ihn hastig und ängstlich zurückhielt.

„Haben Sie kein Wort für mich?" fragte sie muthig, heftig sogar.

Leodegar lächelte schmerzhaft.

„Fordern Sie vom Leben die Stimme; der Tod ist stumm, und ich bin ein Sterbender, Helene!"

„Wir alle sind's, mein Freund. Ich rechne auf ihren Trost im letzten Augenblicke."

„Sie werden leben, Helene! Ich nur allein muß fort, und es ist hohe Zeit. Mein Daseyn glich stets nur einer trüben Dämmerung. Gestern ist es zur dunkeln Nacht ge-

worden, und es muß enden, enden, sobald es nur geschehen kann. Der Geist sagt mir jedoch, daß ich noch Einen sehen muß, bevor es mit mir aus wird."

„Sie machen mich schaudern;" versetzte Helene trostlos. „Wer ist der Eine, von dessen Kommen Ihr Leben, wie Sie sagen, abhängt?"

„Der Markgraf. Er muß — Sie sagten's selbst — in der Nähe seyn. Ich hoffe, ich bin gewiß, daß ihn die Wellen nicht erreichten, daß er der Erste seyn werde, der auf dem schnell gezimmerten Schiffe heran schwimmt, um die geliebte, ach! die geliebteste Mutter zu retten! Da will ich zu ihm reden, will ihm entdecken, welche Gefahren seinem Haupte drohen, denn — ich bin ja aus einem Feinde sein Freund geworden, und muß, der Natur zu gehorchen, sein Engel seyn. Dann gehe ich hinüber, und — wahrlich — bin ich hinweg, mit meinen schweren Sünden, — wird auch dieß Schloß mit den darin Zitternden frei von Noth und Qualen seyn."

Helene erbebte, wiewohl schweigend, vor diesen Worten. Leodegar sah sie eine Weile ernst und schwärmerisch an, faßte dann, was er noch nie gethan, ihre beiden Hände, und redete:

„Du hast gestern mein Ohr erquickt, fromme, reine Jungfrau. Deine Worte — fern sey es von mir, ihren Sinn nach seiner ganzen Ausdehnung zu deuten — waren balsamischer Thau für meine vertrocknete Brust. Sie ließen mich errathen, daß ich nicht ganz ein Fremdling gewesen auf der Erde; daß ein Wesen, das reinste, daß sich mir genaht, freundlichen Antheil an mir genommen. Ich danke Dir; Du siehst jedoch, daß ich Deiner unwürdig bin, wie überhaupt des Lebens, wenn ich Dir mittheile, was ich nur gerade Dir vertrauen kann, um es dem Fürsten — nicht seiner theuern Mutter, es würde sie tödten — zu

hinterbringen, wenn der Herr über mich gebieten sollte, bevor der Markgraf gekommen. Sage ihm dann, und schaudere nicht, meine Freundin: das Schwert des Mordes hänge über seinem Haupte. Adrian, der Markgräfin Beichtiger, habe ihn und seine Gebieterin schändlich verrathen, und sich mit dem Herzoge, dem wilden Oheim, verschworen. Man habe mich, hörst Du? — mich überredet, des jungen Fürsten Mörder zu seyn. Ich hätte den Schwur auf die Hostie abgelegt, und sey in des Fürsten Nähe gekommen, um ihn, voll von Eifer für die Religion und deren Diener, zu erwürgen. Aber Gott hat mein Herz gerührt; die Tugend, auf dem Wege der Sinnlichkeit, hat mich überwunden. Ich habe meinen Dolch zerbrochen . . . ich bin aus einem Mörder ein Verwandter des Schlachtopfers geworden! . . ."

„Leodegar! ist's möglich?" fragte Helene, vor dem Geständnisse erbleichend.

„Noch ist jedoch die Gefahr nicht vorüber;" fuhr Leodegar finster und drohend fort: „was ich unterlassen.. Hunderte sind bereit, es zu thun. Wohl dem Markgrafen, daß er nicht nach seinen Bergwerken ging; dort lauern Dolche auf ihn. Aber wehe ihm nicht minder, kömmt er, wie er muß, hieher. Der Herzog ist in der Nähe. Längs der Grenze wachen, spüren seine Söldlinge, und ihr Oberhaupt . . . ., die Furienseele des Ganzen . . . . . ist die Eberstein!"

„Jesus! Margarethe!" fuhr Helene erschreckt empor, „und ich war vielleicht ein unschuldiger Bote ihrer Verruchtheit! . . . . O, Leodegar, furchtbarer Freund, den ich scheue, wie ich ihn ehre! welche Ahnung steigt in mir auf! Ihnen nur vertraue ich sie. Das gräßliche Schauspiel von vorhin . . . . Verena's Verstummen . . . . ich sollte auf

Margarethens Geheiß ein Vaterunser am Teiche beten.... Herr Gott! wenn die Eberstein ...."

„Halt' ein!" rief Leodegar: „sprich die Sünde nicht aus, reiner Mund. Auch mein ist diese Ahnung, und ich bin auf dem Wege, die Gräßliche aufzusuchen, ihr Herz zu zermalmen, den Schleier vom Geheimniß zu ziehen, und eine Unschuldige zu retten! Wo ist die Eberstein?"

„Sie hat sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, hat Unpäßlichkeit vorgeschützt;" entgegnete Helene. „Leodegar, wenn Sie Ihr verbrecherisches Gelübde durch diese gute That vergüten könnten .."

„Ach ich bin sündiger, als Du weißt!" versetzte Leodegar kummervoll und zerrissen: „Glaube mir; nur das Grab hat Ruhe für mich!"

Er ging gebeugten Haupts von hinnen. Helene sah ihm nach, wischte eine Thräne — heiß und schwer — aus ihrem Auge, und lispelte: „Er will sterben, und ich liebe ihn so unendlich? Aber — darf ich ihn lieben, mit seinen Sünden, seinem Fehl? Diesen Zwiespalt löst nur der Tod, und schon braust er draußen an die Mauern. In Leodegar's Armen sterben ..... welche Freude! nur nicht in Margarethens, deren Frevel, gleich dem Fluche der Wasserfrau, alles Unheil heraufbeschworen!"

Leodegar stand unter der Thüre still, winkte Helenen. Zögernd nahte sie sich ihm, und er sagte ihr leise: „Ich sah Thränen in Deinen Augen, und Deinem Mitleid will ich ein Kleinod vertrauen, das ich heute im Tumulte des Morgens gefunden: ein Mädchen, dessen Kerkerthüren der Himmel selbst geöffnet hat. Mir zufällig begegnend, gab sich die Aengstliche in meinen Schutz; doch wie lange werde ich sie schützen können? das Leben ist so kurz! Nimm Du, Du Milde, Dich der Schwachen an, und sage, wenn ich gestorben, der Gebieterin: Isaura und die Schriften, die

man auf meiner Brust finden wird, seyen mein Vermächtniß an sie. — Daß Du nicht vor meinem Ende mich verrathen wirst, — dafür birgt mir Dein Gehorsam und das Geschick. Komm' indessen nur einige Schritte von hier, daß ich Dir die Unglückliche übergebe!"

Helene folgte ihm, neugierig auf die Entdeckungen, die sich kund geben würden. Vor der Thüre seiner Kammer rief Leodegar der schönen Unglücklichen, und legte sie in die Arme der Barmherzigkeit, in Helenens, die Isaurens Hand ergriff, und sie schnell nach ihrem Gemache zog.

Mit erleichtertem Herzen machte sich Leodegar auf den Weg, die Eberstein aufzusuchen. Der Theil des Schlosses, wodurch er ging, war ziemlich einsam. Nur wie aus weiter Ferne drang das Geräusch der Pumpen aus den untern Geschossen der Burg zu ihm; das Schreien der, sich gegen den Andrang der Fluth Wehrenden, der Knall der vom Söller abgefeuerten Büchsen, und das einförmige Dröhnen der Glocke auf dem Thurme. — Leodegar war unschlüssig, welchen Weg er in den weit verzweigten Gängen zu halten, als ihm Daudowich, der häßliche Dalmatier, entgegenkam, verstört und zerrüttet. Als dieser Leodegar's ansichtig wurde, so lief er auf ihn zu, faßte ihn bei den Händen, und sagte dringend: „Herr Pater, Herr Philosoph, oder, was Sie sonst seyn mögen; retten Sie, helfen Sie mir aus einer dringenden Verlegenheit! Sie sollen Todte wieder in's Leben gebetet haben; beten Sie heute einen Kranken in die Gesundheit. Ein vornehmer, wichtiger Kranker liegt in meiner Stube, dort, links um die Ecke, über die Treppe hinauf. Es ist Alles verloren, wenn ihm nicht bewiesen wird, daß seine Phantasie nur geblendet ist. Er glaubt den Geist eines ehedem von ihm geliebten Mädchens gesehen, seine drohende Stimme gehört zu haben; er ist außer sich, kann nicht das Bett verlassen! Helfen

Sie, rathen Sie ihm, und halten Sie reinen Mund. Ich muß zur Markgräfin, und hoffe, bei meiner Rückkehr die Genesung da zu finden, wo ich jetzo das Fieber verließ." —

Daudowich, nachdem er den Helfer noch einmal seiner Dankbarkeit versichert hatte, eilte, wie athemlos, davon. . . . Leodegar, den Zusammenhang nicht begreifend, aber, sich in seinem Berufe glaubend, wollte der angegebenen Richtung folgen; doch aus der bestaubten Tapete eines zur Seite angebrachten Verschlags traten zwei Männer mit bloßen Degen hervor, ihn aufhaltend, der sie schaudernd erkannte; der Herzog, Erich's Oheim, und de la Montée, den Arm in der Schlinge, aber verzerrte Wuth im Gesicht.

„Halt!" sagte der Herzog, mit dem wilden Blicke, der manchmal den Unerschrockensten vor ihm erschüchterte. „Kennt er mich, Herr?"

„Ja, Ew. Durchlaucht!"

„Ist es wahr, was mir die Eberstein berichtet, an welche ich ihn gesandt, wie an eine Verbündete, mit Zeichen und Losungswort? Hat Er Lust den Eid zu brechen, den Er auf des Heilands Leib geschworen?"

„Den Eid, zu morden? Wenn ihn der Himmel hörte, muß er sich erfüllen."

„Das heißt vernünftig gesprochen. Er erspart uns die Mühe, Ihn niederzustoßen, und wird — jetzo — auf der Stelle — unser Führer zur That seyn."

„Zu welcher, Herr Herzog?"

„Der Kranke, von dem ihm Daudowich gesagt, ist der Markgraf."

„Der Markgraf?"

„Die Bedrängniß der Elemente, die Krankheit, die den Wilden niederhält, begünstigen unsere Plane. Dieser Jüngling hat einen Treubruch zu rächen; ich will der Ty-

rannei des Gottlosen ein Ende machen. Sein Volk soll unter meinem Sohne glücklich seyn."

„Herr Herzog! Ihren Neffen .... Ihren kranken Neffen ...."

„Schont der Himmel die Krankheit? Der dorrende Baum muß fallen!"

„Diese unerhörte Kühnheit ....? mitten unter'm Getümmel der Noth ...? unter den Leuten, dem Gefolge des Markgrafen selbst, mit ihnen eingeschlossen ...?"

Gerade diese Gefahr reizt mich, es zu vollenden! Das Schicksal warf mich in seine Netze. Ich zerreiße sie. Dem andächtigen Weibe und dem Gewimmer ihres Gesindes setze ich Kraft und Trotz entgegen. Die Hälfte der Dienerschaft tritt auf meine Seite, die andere hält mein Degen im Zaume, und die Furcht vor den Hunderten meiner Soldaten, die jenseits der Gewässer stehen. Tod darum dem Kirchenfeinde! So wie seines Blutes Welle fließt, vertrocknen die Wellen der Schlünde. Voran! führt uns, Herr! und sprecht ihm die Absolution im Sterben!"

Leodegar, die Arme auf die Brust gekreuzt, den Kopf, gesenkt, hörte zu, prüfte, überlegte. Endlich erhob er die Augen, klar wie Sterne, holte, durch einen Blick, vom Himmel den entscheidenden Entschluß, und sagte, muthig: „Wohl denn, ihr Herren! lassen sie uns gehen!"

Sie gingen. Der Herzog, de la Montée winkend, bezeichnete mit den Augen den Wunsch, den Führer fallen zu sehen, nachdem der Markgraf vollendet haben würde. De la Montée lächelte bejahend und tückisch, erfreut, noch einen Feind zu vernichten, und sich in Besitz der Papiere zu setzen, von denen er das Wohl seines Lebens hoffte.

Zehntes Kapitel.

„Wahrlich! Du wirst noch heute mit mir im Paradiese seyn!“

Die Markgräfin saß niedergeschlagen in ihrem Lehnsessel, neben dem Altar ihres Oratoriums. Am Kamin lehnte mit finsterem Auge der Förster Steinsatz, und das Fräulein von Eberstein war eben eingetreten, mit fragendem, dunkelm Blicke auf die Gebieterin.

„Verena schmachtet im Kerker;“ begann die Markgräfin zu ihrer Hofdame: „Sie hat davon gehört, Eberstein?“

„So eben, Ew. fürstl. Gnaden.“

„Die Försterin, eines Kindermords beschuldigt, hat geläugnet halb, und halb bekannt. Sollte Sie, Eberstein, uns nicht nähern Aufschluß geben können?“

„Frau Markgräfin! . . . Ich . . . und — Verena?“

„Die Zusammenstellung scheint fremd, jedoch — die Försterin, die ihrem Gatten bekannte, was sie mir verschwiegen, hat Ihren Namen genannt, Fräulein.“

„Den meinigen?“ Die Eberstein bebte sichtlich zusammen.

„Verena schien einst Ihre Pflegtochter, Fräulein von Eberstein. Sie ward mehr: Ihre innigste Vertraute. In diesem Zimmer lag Sie einst, und hatte ein Kind geboren, heimlich, stille, — eine Frucht sündiger Umarmung. Verena hat Sie überrascht. Der arme Wurm lag in jenem Kamin, von der Asche wohl erstickt. Verena mußte das Kind herausnehmen, unter einem alten Kleide bergen, in jene Lade

legen, und nach dem Teiche tragen, wo sie es, im Wasser watend, in eine Abzugrinne versteckte, tief am Grunde, doch geschützt vor möglichem Ausspühlen der Fluth. Hierauf nahm Sie dem Mädchen an dem Altar der Kapelle den schrecklichsten Schwur ab, Alles zu verheimlichen; und die Missethat blieb verborgen."

Die Eberstein athmete tief und schwer. Sie schauderte, und antwortete trocken und eintönig: „Verena hat unwahr geredet!"

„Eberstein!" warnte die Fürstin, dem Förster zuwinkend, der wild losbrechen wollte: „Ihr Wort spricht über einen Menschen das Todesurtheil: Verena muß durch den Henker sterben!"

Margarethe zuckte die Achseln, und starrte vor sich hin, wie leblos.

„Wie," sagte die Markgräfin, majestätisch aufstehend: „Soll, um Ihre Bosheit zu retten, ein zweites Opfer bluten, nachdem schon dieses erwürgt worden?"

Sie stieß die Thüre des Gewölbes auf. Die Gebeine des Kindes lagen auf einer schwarzen Tafel.

Ein Blick nach dem furchtbaren Gegenstande und die Eberstein stieß einen Schrei aus, wovon die Hallen gellten. Sie wendete sich, wie zur Flucht, aber ihre Gestalt, ihr verzerrtes Antlitz im Spiegel des Kamins erblickend, schrie sie noch einmal heftig auf, schlug beide Hände vor das Gesicht, und stand, regungslos, wie ein Fels. Die Markgräfin ergriff stark und besonnen ihre Hand, winkte dem Förster, sich zu entfernen, und sagte hierauf gemäßigt, aber ernst, zu der Erschütterten:

„Wird Sie noch länger läugnen, Eberstein, da Sie doch vor ihrem eigenen Bilde schon erschrickt, wie eine rechte Verbrecherin? Ein freies Bekenntniß wird Ihre Schuld und Pein mildern. Wir sind lle zumal Menschen, und

Sie hat, wie mir bedünkt, die Eitelkeit, ein Tugend- und Ehrenspiegel vor der Welt zu seyn, theuer bezahlt. Gestehe Sie Alles: Wer ist der Liebste, dem Sie Alles geopfert? der Unselige ohne Zweifel, der auch jetzt noch von Ihr nicht abläßt? jener fremde, in Jägertracht verkleidete Mann, an den Sie gestern den Ihr ergebenen Förster mit einem Briefe geschickt, den Steinsatz bei Abendzeit hieher begleitet?"

Die Eberstein sah stolz und verneinend zu der Markgräfin auf. Sie hatte ihre Fassung wieder gewonnen, und antwortete: „Der Schleier mag fallen. Warum auch jetzt noch das Geheimniß? Zittern Sie vor meinen Worten, Fürstin: Ihr Sohn ist der Vater jenes Kindes."

Das Entsetzen der Markgräfin war gränzenlos. „Verführerin! . . . Mörderin! . . ." stammelte sie empört.

Die Eberstein fuhr mit grausamer, aber bestimmter Kälte fort: „Ich bin nicht das Eine, nicht das Andere, Ew. Durchlaucht. Ihr Sohn hat durch Schmeichelworte mir, der Widerstrebenden, der Tugendstolzen, die Ehre geraubt, und seit dieser Zeit haßte ich ihn mehr noch, als ich ihn je geliebt. Haß gegen ihn, gegen unser Kind entflammte mich, stärker war nun die Sorge, den Schein zu bewahren. Ich verbarg meisterlich meinen Fehltritt; erwartete allein die Schauerstunde, — die — mir ein entseeltes Kind brachte. Ich hätte es vielleicht getödtet: Gott ersparte mir das Verbrechen; aber dem Prinzen ersparte ich nicht die Verzweiflung. Ihn und seinen Schmerz herausfordernd, schrieb ich ihm, daß ich im Wahnsinne den Kleinen getödtet, daß es bei ihm stehe, mich zur Strafe zu fordern. Der Entsetzte, der Geängstigte wagte es nicht, aber seitdem trägt er den Wurm der Reue im Herzen, neben der quälendsten Furcht vor mir, und dieß war meine

Vergeltung für die Blüthe meines Lebens, die Er niedergetreten."

„O grausame Rache!" schluchzte die Fürstin: „gräßlicher, als ein Mord selbst gewesen wäre!"

„Sein Leichtsinn riß ihn bald in Isaurens Arme!" sprach Margarethe bitter weiter: „meinem Scharfblick entging das Verhältniß nicht; ich wußte von den nächtlichen Gängen durch Park und Hain, und verrieth Ihnen Alles, um seine Lust zu stören.

„Genug!" rief die Markgräfin: „Fräulein! wenn ich hier das empörte Gefühl reden lassen wollte — fürchterlich würde Ihre Strafe seyn!"

„Können Sie mein Urtheil sprechen?" fragte die Eberstein mit Beziehung: „Sie, meine Fürstin, wollten einen Fehltritt der Liebe strafen? Ich nenne den Namen Isidor, und . . . ."

„Was soll das, Fräulein?" fragte die Fürstin heftig entgegen.

„Ich bedarf dessen nicht;" fuhr Margarethe fort, indem sie die Thüre des Gewölbes zuzog, um den gräulichen Anblick nicht länger zu haben: „Möchte auch jetzo das Leben dahingehen, nachdem mein einziger Schatz, meine Ehre, gerächt worden! und das Geräusch, daß sich nähert, verräth, daß die Rache gänzlich vollbracht worden!"

Daudowich stürzte athemlos in das Gemach. „Um des Ewigen willen!" schrie er: „ich kann nicht länger im Vorzimmer harren. Frau Markgräfin! Ihr Sohn . . . . der Herr Markgraf . . . er lag krank zu Bette — ich sollte Ew. Durchlaucht nicht melden, daß . . . ."

„Mein Sohn? krank? wo? Rede, Daudowich!"

„Er ist hier verborgen gewesen . . . . er wollte vernehmen, was Ew. Durchlaucht mit dem Herrn de la Montée redeten .... ich mußte ihn in dieß Gewölbe verbergen ....

er glaubte, den Geist der Lafare durch die Gitter des Gewölbes gesehen, gehört zu haben.... er mußte fliehen, verfiel in Fieber.... Leodegar ist bei ihm.... und jetzt.... fürchte ich.... ist Schreckliches geschehen: vom Mordgeschrei erschallt das Schloß!"

„Jesus im Himmel!" schrie die Fürstin auf.

Zu derselben Zeit nahten harte Tritte. Die Thüre wurde aufgerissen, und der Herzog trat, wie ein finsterer Dämon, in das Zimmer. Mehrere eingeschüchterte Diener folgten dem herrischen Gaste. Die Markgräfin traute ihren Augen kaum.

„Euer Reich ist zu Ende, Andächtlerin, die einen Apostaten gezeugt hat!" rief der Herzog mit Donnerstimme, an seinen Degen schlagend. „Gott hat durch seinen Zorn in diesem Hause seine Freunde und Feinde zusammengedrängt. Seine Feinde müssen unterliegen. Tyrannin, in deren Kerkern arme, von Deinem Sohne verführte Jungfrauen schmachten — gib die Schlüssel heraus. Isaura fordert mich zum Rächer auf, und ich will es seyn, indem ich vor allen Ständen des Reichs Euch die Gewalt nehme. Ihr habt Euch ihrer zu begeben, wie Euer Sohn sich seines Lebens begab, ein zweiter Julian!"

„Mein Sohn?" kreischte die Fürstin; „der Markgraf todt?"

„Jetzt wirds gethan seyn!" lächelte der rohe Oheim: „Ein Edelmann, den er morden lassen wollte, — Dein Sohn Isidor, Abscheuliche — hat ihn, den Degen in der Faust, aufgesucht; Leodegar, der Weise, hat diesen geführt. Der Oheim war bei dem Auftritte überflüssig, und nimmt Euch indessen gefangen!"

Schreiend stürzte Helene und Isaura in das Zimmer.

„Mord! Mord! ruft man überall im Schlosse!" jammerte die Erstere: „ich kann diese nicht beschützen,

Fürstin! Mutter! nehmt sie gnädig auf! Laßt ihr nichts geschehen!“

Isaura warf sich wimmernd zu der Markgräfin Füßen. „Will man mich morden? Gnade!“ schluchzte sie.

„Was sucht ihr Schutz bei mir?“ fragte die Fürstin verzweifelnd: „Ich bin selbst eine Gefangene. Mitten im Wellengraus ermordete dieser Wüthrich meinen Sohn, Euern Herrn, und schlägt mich in Fesseln!“

„Wer in Fesseln? wer ermordet?“ rief der hereinstürmende Stallmeister, den Degen in der Hand, an der Spitze mehrerer Jäger, worunter Steinsatz: „Es lebe der Markgraf! nieder mit euch Hunden!“

Die Diener, die dem Herzog gefolgt waren, wurden gebunden, niedergeworfen. An den Fürsten, der erschrocken sich bewehrte, wurde keine Hand gelegt.

„Der Markgraf ist nicht todt?“ jubelte der Stallmeister: „Sein Mörder ist jedoch gefangen, und wird so eben gebracht!“

De la Montée, mit wilden Augen und gebundenen Händen, erschien zwischen Bewaffneten.

„Elender!“ rief ihm die Markgräfin mit erstickter Stimme entgegen.

Der Herzog wendete sich beschämt ab; die Eberstein verschränkte mit grimmigem Blicke die Arme, und starrte vor sich hin.

„Leodegar hat mich verrathen!“ grollte de la Montée, mit den Zähnen knirschend: „Wären Sie mit eingetreten, Herzog: Alles wäre anders. Der Bube drängte jedoch den Markgrafen in das Cabinet, schrie ihm zu, sich zu retten, und verwahrte den Eingang mit ausgespreizten Armen. Ich mußte den Niederträchtigen durchbohren, und mit sieben Stößen niederwerfen, um Platz zu gewinnen; aber nun hatte schon der Markgraf sich bewaffnet, und Leute her-

beigerufen. Man band mich. Schmachvolle Fesseln! Wenn Ihr Fürwort mich nicht rettet, Herzog . . ."

„Schurke! ich kenne Dich nicht!" versetzte dieser, sich wegwendend.

„So erkenne Du mich! Schwester!" rief de la Montée außer sich, seinen Wächtern entspringend, und zu Helenens Füßen niederfallend: „Erbarme Du Dich meiner. Ich bin Leo, der entsprungene, mißrathene Leo. Am Staig ist der Name, den ich gering schätzte, den ich mit einem höhern, gestohlenen vertauschen wollte. Das wird mir die Fürstin nie vergeben. Der Markgraf wird mir den Mord nicht verzeihen, obschon er ihn, selbst ein Mörder, an mir verschuldet; bitte Du jedoch für mich, Helene! bitte für Deinen Bruder!"

„Hast Du nicht Leodegar getödtet?" fragte empört und voll Abscheu Helene, ihn von sich stoßend. Im nächsten Augenblicke aber neigte sie sich weinend zu ihm hernieder, und streichelte, ihn erkennend, wehmüthig seine Wangen.

Der Markgraf trat aufgeregt mit hochrothem Gesicht unter die Anwesenden. Der Herzog war vernichtet. Bei seinem Anblick bekam die Eberstein wieder Leben. Mit fürchterlichem Geschrei raffte sie sich zusammen, stürzte zum Fenster, und schleuderte sich in die unten wogende Fluth, ehe nur eine Hand ihre wehenden Schleier berühren konnte. Der Markgraf kehrte schaudernd den Blick ab, und stürzte in der erbebenden Mutter Arme.

„Der Himmel hat mich wunderbar beschützt!" sagte er, erschöpft von der Krankheit, erhoben jedoch durch seine Errettung. „Sie waren übel berathen durch Adrian, meine Mutter; . . . ich war es durch meinen Leichtsinn. Die fürchterlichen Lehren des heutigen Tages werden mich auf gemäßigtere Bahnen führen. Mein Oheim! Leodegar hat Alles bekannt: Sie vergeben, wenn ich sie nicht an mein

Herz drücke. Noch mehr: die Gewässer fallen bedeutend; schon sieht man aus weiter Ferne helfende Nachen heranschwanken. Sie werden wohl thun, den ersten, der hier anlegt, zu Ihrem Rückzuge zu benützen.“

Der Herzog entfernte sich wüthend, ohne ein Wort zu entgegnen.

„Ihr aber, jämmerliches Werkzeug jämmerlicher Plane!“ fuhr Erich zu de la Montée gewendet fort: „Dankt es der Nichtswürdigkeit dieses Menschen,“ — auf Daudowich deutend — „daß ich Euern Hochverrath nicht mit dem Tode bestrafe. Er wollte Euch tödten lassen; sein Helfer hat mir's reuig eingestanden. Weil Ihr aber glauben mußtet, daß ich Euch an's Leben wollte, weil Leodegar, der unschuldig Gemordete, für Euch gebeten, so verzeihe ich Euch die elende Rache, und sende Euch in unbestimmte Kerkerhaft. Von Eurem Betragen wird Ferneres abhängen.“

„Dank Ihnen, Ew. Durchlaucht!“ rief freudig Helene, des Fürsten Hand küssend. Er entzog sich der Dankbaren erröthend, sagend: „Tugendhafte Schwester eines Nichtswürdigen! Vergeben Sie mir den Antrag, den ich Ihnen gemacht. Er hat sich bestraft. Isaura! der Ton, mit dem Sie gestern mir von jenem Gewölbe das Wort: „Meineidiger!“ zugerufen, hallte in meiner Seele wieder, wie Gespensterruf. Er warf mich in heißes Fieber nieder. Doch der heutige Tag schrieb unsern Scheidebrief. Ich murre nicht mehr gegen Geschick und Muttersorge, und so wie sie der veränderte Sinn jetzt nach der Heimath, so ruft er mich zur Erfüllung meiner Pflicht als Sohn und Landesfürst!“

Schwere Schritte wurden draußen vernehmbar. Durch die Pforte schwankte eine Bahre. Leodegar, bleich und mit blutbefleckten Kleidern lag darauf.

„Er wollte — er mußte Sie noch einmal sehen!“ sagte der Markgraf erschüttert, und winkte Allen, sich hin-

weg zu begeben. Alle gingen. Im Gewölbe, neben den mit schwarzer Hülle bedeckten Kindesresten, verweilten die weinende Isaura und die tröstende Helene, deren Herz sich zu sehr von Schmerz geschwellt fühlte, als daß es Thränen erlaubt hätte. —

Die Markgräfin stand verwirrt und kummervoll neben Leodegar, dessen Blick mit Himmelsruhe und Himmelssehnsucht auf ihr ruhte. Der Markgraf küßte bewegt Leodegar's Stirne, der Mutter Hand, und sagte sanft: „Mutter! sieh' ihn an. Nicht jener lügnerische Verräther — er ist Dein Sohn! Dein Sohn, und, im Namen meines Vaters, ich verzeihe ihm! ihm und Dir! und ich liebe ihn im Tode, wie ich im Leben ihn lieben würde!"

Die Markgräfin trat, wie zürnend, einen Schritt zurück, maß Leodegar und den Fürsten mit Staunen, und schwieg, gleichsam erwartend.

Leodegar sagte ermattet: „O Du, die ich sinnlich liebte, indem ich sie nur geistig umfassen durfte! vergib mir! Mein Tod löscht die Schuld aus, der ich unterlegen wäre. Dich geliebt zu haben, und Dich Mutter nennen zu müssen! . . . ich hätte es nicht überlebt! aber wohl mir, daß mein Tod das Leben des Bruders erhalten, daß ich ihn gerettet, den ich gehaßt, dem ich den Untergang geschworen. Eine finstre, schwärmerische Macht führte mich durch's Leben: ein Engel schließt mir die letzte lichte Pforte auf! Aber in Deinem Schooße, Mutter, möchte ich sterben! Erkenne Deinen Isidor!"

Mit erzitternden Fingern nahm die Markgräfin, heftig bewegt, das Behältniß mit den Documenten aus des Sterbenden Hand, küßte Papiere und Bild mit glänzenden Augen und aufquellenden Thränen, und sagte tief ergriffen: „So mußte ich Dich, Verlorner, finden? So Dich als Retter meines Sohnes begrüßen? und darf Dir nicht sagen:

„Du hast wahr gesprochen?" Besser ist's jedoch, Du gehest — klarer Geist — auch ohne Täuschung hinüber. Magdalena's Schatten! sieh herab! Dieses Bild — Isidor — ist meiner Schwester Bild — sie war Deine Mutter!"

Mit schmerzlichem Lächeln sank Isidor zurück: „Letzter Wermuth des Lebens!" stöhnte sein Mund. — Erich betrachtete halb freudig, halb neugierig die Mutter, die also fortfuhr:

„Die Herzogin, in böser Ehe Banden, hatte Buoncampo geliebt, sich mit ihm vergangen. Ich ward, während des Carnevals, ihre Vertraute: ich versprach, sie und Buoncampo vor dem Argwohn des tyrannischen Gemahls zu retten. Ich blieb in Italien, an jenem Hofe. Ich gab endlich eine Krankheit vor. Die Schwester sollte nicht von meinem Bette weichen. Sie wurde Mutter in meinem Pallaste, in der tiefsten Verschwiegenheit. Ich sendete den Knaben nach Deutschland, und hatte nicht nur Magdalenen gerettet, sondern, was mir mehr schien, das Haupt des treuen Buoncampo, den ich selbst im Stillen geliebt, aber mit einem Feuer, das, was nur mir allein bewußt, mir stets ein Verbrechen gegen den abwesenden Gemahl geschienen, das ich jetzt noch zu büßen Ursache zu haben glaube. Ich sollte den Knaben versorgen. Wie wurde mir jedoch, als ich im Begriff, diese Pflicht zu erfüllen, Burkard's Tod, Isidor's Flucht vernahm? als nach mehreren Jahren meine Schwester in Trauerkleidern um ihren Gemahl, und in größerem Kummer um den Verlust Buoncampo's, der durch Mörder gefallen, zu mir kam; bei mir ihre Tage zu beschließen, und ihrem Sohne zu leben? Ihre Verzweiflung um dessen Verlust beschleunigte ihre Krankheit und ihren Tod. Sie starb — eine Büßende — in diesem Zimmer, auf dieser Stelle, und ihre letzte Bitte war: Verlasse meinen Isidor nicht, wenn Du je ihn wiederfindest! — Himmel! wie erscheine ich vor Dir, geliebter Geist?"

„Gib mir der Mutter Bild!“ sprach liebevoll der Sterbende: „Ich liebe sie in Deinen Zügen, die auch sie getragen. Begrabt es mit mir, auf meiner Brust, und denkt mit Liebe meiner, Du, von mir gekränkte Tante, — Du, von mir bedrohter Vetter!“

Thränen flossen auf Isidor's bleiche Wangen nieder. Zwei versöhnende Engel nahten sich der Gruppe: Helene und Isaura. Während die letztere die schluchzende Markgräfin unterstützte und tröstete, während Erich schwermuthsvoll und bereuend sich neben der Asche seines Kindes betend niederwarf, beugte sich Helene über den Scheidenden, und trocknete ihm den Schweiß von der müden Stirne. Matt lächelnd nickte er ihr seinen Dank, lehnte das Haupt an ihre Brust, und flüsterte: „Ich habe ja keine Mutter, in deren Armen ich sterben könnte. Laß mich in den Deinigen erbleichen. Liebe und Irrthum erfüllten mein Leben. Lasse mir die Liebe, wenn mich der Irrthum verläßt!“

„Du stirbst, mein Leodegar?“ fragte kaum hörbar die Trauernde.

Er neigte das Haupt, und erwiederte: „Ich gehe Dir nur voran. Wo die Goldharfen klingen, warte ich Dein. Hier Deiner unwerth, werde ich Dich dort umarmen dürfen! O sieh', wie mein Tod alle diese Leute so ruhig macht. Jedes Geheimniß, jedes Mißverstehen löst mein Sterben, und selbst der Zorn der Elemente schweigt. Sieh', wie sich hinter niedersinkenden Wolken der Himmel aufthut: ein Engel im blauen Kleide, geschmückt mit den Rosen des Abends. Abwärts rauschen wieder die Gewässer, damit Platz zu meinem Grabe werde. Laß' immerhin die Eberstein, wie eine wüste Wasserfrau, dem Meere zutreiben!... bete Du an meinem Hügel!“

„Hu! die Wasserfrau!“ seufzte Helene, schaudernd vor Erinnerung und Ahnung: „Die Fee aus dem Traume mei-

nes Vaters hat an mir gerächt, was sie an ihm nicht strafen konnte. Sie raubt mir Dich, das Kleinod meines Lebens!"

Noch einmal öffnete Isidor dankbar die Augen gegen Helene. Ein Strahl der innigsten Liebe begrüßte sie daraus; dann schlossen sie sich in ewiger Nacht.

Helenens Gejammer, und der Herbeieilenden Thränen stimmten kläglich zu dem Jubelgeschrei der Schloßleute, als gerade jetzt der erste Rettungsnachen an dem Thurme landete, und Nachricht brachte, und Hülfe anbot. — Die Wasser fielen schnell, wie sie gestiegen waren. Lustig lachte wieder der Sonne Schein, aber wie blau wieder der Himmel wurde, wie blau wieder die Fluth — dennoch durchstrichen trauernd und still die Schiffe den Wasserraum, als sie das gerettete Fürstenpaar zum Ufer führten, mit seinem Gefolge. In der Mitte der Trauernden war Isidor's Leiche und in der Einsiedelei fand sie ihr Grab. Des großmüthigen Schwärmers Wunder wurden bald vergessen, aber das Andenken an seine heldenmäßige Aufopferung verließ nicht den Markgrafen auf dem Throne, Augusten im ältesten Wittwenschleier, nicht Isauren in der Heimath, nicht Helenen im Kloster strenger Ordensregel, das sie einst erzogen. Sein Name war der letzte Seufzer Leo's als in heißer Schlacht eine Kanonenkugel seine Brust zerschlug, und die Furcht vor des Hingeopferten Schatten war des elenden, nach seiner Heimath verwiesenen Daudowich's einzige Strafe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Spindler, Karl,

C. Spindler's Werke

Bd.: 21

Stuttgart 1839

P.o.germ. 1406 w-19/21
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120466-8